

Handwritten signature

Schulzeitung auf weiß



Schülerzeitung des Städtischen Gymnasiums in Gummersbach

5. Jahrgang

März 1955

Nummer 1

ABITURIENTIA 1955



Aus dem Inhalt:

- Die Schule,
wenn man sie nicht mehr besucht*
- Die verwaltete Schule*
- Achtung! Aufnahme!*
- Edvard Munch*
- Die Existentialistenkeller von
St. Germain des Prés*
- Schüler fragen, Minister antworten!*
- Höhere Konfessionsschule?*
- Stierkampf in Spanien*
- Ruhe, sch . . . Abitur!*
- Neue Bücher*

Zwei Seiten einer Sache!

- Oben: Schriftliche Abiturarbeiten im
Zeichensaal*
- Unten: Abschied von der Schule auf
dem Schulhof*

Foto: Luko-Film

DIE OBERBERGISCHE BÜCHERSTUBE

Adolf Osberghaus

BUCHHANDLUNG

Gummersbach, Kaiserstraße 26

*pflegt das gute Buch
führt sämtliche Schulbücher
und jeden Schulbedarf*

Café Viebahn

GUMMERSBACH

Feldstraße

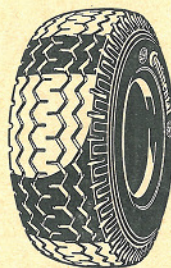
**Guter Kaffee, gehaltvolle und
wohlschmeckende Backwaren**
Angemessene Preise.

Seit vielen Jahren für Modewaren
und Handarbeiten führend.

Waltenberg

Gummersbach, Fernruf: 2231

*Zeitgemäß: Im Keller, aber nett,
Stufen sparen Spesen.*



**GUMMI BERGER
DIERINGHAUSEN**

DAS SPEZIALHAUS
FÜR FAHRZEUGREIFEN

Das Haus der guten Flaschen

SPIRITUOSEN - SPEZIAL - GESCHÄFT

Gaststätte

INH. A. u. R. SOLBACH

Gummersbach, Kaiserstraße 39 · Ruf 2446

Seit Jahren Stammlokal der Oberprima

Adler Apotheke

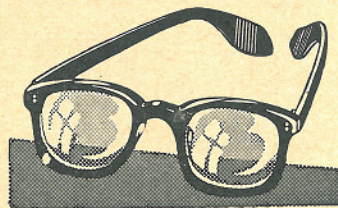
INH. J. SCHLICHTER

Gummersbach

Kaiserstraße

Ihr Spezialist für Doppelbrillen

Brillen-Teske Augenoptikermeister



Dieringhausen,
Aggerbrücke

Lieferant
aller Krankenkassen

Schülermikroskope



Mode-Weber

Wo in der photographischen Welt höchste Ansprüche
gestellt werden, da spielen Erzeugnisse kunstreichen Handwerks
von Kritzler eine internationale Rolle. —

Viele fleißige Hände bei Kritzler arbeiten heute aus edlem
Material Bereitschaftstaschen, die sich einen angesehenen Platz
auf dem Weltmarkt erkämpfen und täglich die Atmosphäre
fremder Länder und Sprachen im Werk entstehen lassen.

LEDERWARENFABRIK KRITZLER KG · REBBELROTH
Bez. Köln

Kritzler

DIE SCHULE

WENN MAN SIE NICHT MEHR BESUCHT!

Wann spürt man die wahre Existenz und die Bedeutung der Schule? — Wenn man sie nicht mehr besucht.

Das scheint, wörtlich genommen, ziemlich widersinnig zu sein. Aber die meisten Schüler — es gibt welche, an denen der Zeitabschnitt „Schule“ vorbeigeplätschert ist —, die aus der Schulgemeinschaft ausgeschieden sind, werden es bestätigen können.

Wie sieht ein Schüler die Schule während der Schulzeit?

Er denkt an ein großes Gebäude mit vielen Klassenräumen, an weiß gefünchte Wände und Decken, an hohe, unbarmherzige Fenster und Gänge, bei deren Durchschreiten er das Gefühl hat, als ob sie kilometerlang wären und ihn verschlingen könnten. Der Druck der Klassenarbeiten und Hausaufgaben lastet dunkel auf ihm. Er muß früh aufstehen, damit er das große Gebäude um acht Uhr erreicht. Eintrag, Arrest, verhasste Fächer, „feindlich gesinnte“ Lehrer, Angst bei nicht erledigten Aufgaben, all diese Unannehmlichkeiten überfluten ihn. Nur hie und da macht ihm etwas Spaß. Aber das ist nichts gegen die vielen bedrückenden Dinge.

Dieses Bild von der Schule bestimmt häufig die Einstellung des Schülers zu ihr. In seinen Augen ist die Schule eine Art „Anstalt“ (das Wort „Anstalt“ hat ohnehin einen negativen Beigeschmack).

Und wie sieht der Schüler die Schule, wenn er sie verlassen hat?

Er erinnert sich an alle besonders angenehmen und unangenehmen Ereignisse. Er belächelt diese zum Teil. Gleichzeitig spürt er, daß er nicht mehr in der Gemeinschaft ist, die ihn hat formen und bilden helfen, in der er seine ersten geistigen menschlichen Erlebnisse gehabt hat.

Hubertus-
Apotheke

Rudolf Schliwa

Gummersbach-Rhld.

Kaiserstraße 17/19

Telefon 3066

Er merkt, daß er seine Klasse und dann die Schule gelernt hat zu lieben, alles zu lieben, was irgendwie während seiner Schulzeit mit Klasse und Schule zu tun gehabt hat. Er hängt jetzt an der Schule und den Klassenkameraden. In seiner Erinnerung verehrt er sie mit ihren Schwächen und Vorzügen.

Das praktische Leben, der Beruf, diese Dinge kommen ihm zunächst so kühl vor, kalt, abweisend, verständnislos. Man fragt ihn, wozu er dies und jenes überhaupt gelernt habe. Er könne ja doch nichts damit anfangen in der „Welt der Realitäten“. Die so fragende Umwelt möchte er dann am liebsten ohrfeigen; denn er weiß genau, daß er ihr nicht begreiflich machen kann: „Ich habe es nicht gelernt, damit ich es nun in DM umsetzen kann“. — Das ginge nämlich der „Welt der Realitäten“ über die Hutschnur und läge für sie im Bereich des Abstrakten.

Eine solche Aufnahme des Schülers in der praktischen Welt gibt ihm eine ob-

jektive Einstellung zur Schule. Er erkennt ihren Wert und ihre Aufgabe. Es wird ihm auch klar, daß nicht nur der Stoff teilweise „hängen geblieben“ ist, sondern daß auch die Umstände, unter denen er den Stoff erlernt hat, mögen es auch selbstverständliche und belanglose gewesen sein, seinen inneren Menschen stark beeinflusst und langsam mitgeformt haben.

Was ihn aber jetzt am meisten stört, ist die Erinnerung an seine frühere Haltung gegenüber der Schule. Und er sagt sich im stillen: „Wenn ich noch einmal auf der Schule wäre, würde ich ganz anders mitmachen. Ich könnte mehr Freude an den Tag legen und das Leben in der Schulgemeinschaft mitgestalten helfen!“

Aber leider lernt man die Schule erst kennen, wenn man sie nicht mehr besucht...
Becher

(Der Schreiber ist weder ein Lehrer, noch hat man in ihm je einen sogenannten „Streber“ gesehen. Die Red.)

Pariser Impressionen

Die Existentialistenkeller von Saint-Germain-des-Prés

Mitten im Herzen von Paris, in unmittelbarer Nähe des Quartier Latin, liegt im Schatten des ländlichen Turmes der alten Kirche aus dem XII. Jahrhundert der einst ruhigste und harmloseste Bezirk von Paris: Saint-Germain-des-Prés. Seit einem Jahrzehnt ist das ganz anders geworden: An den Tischen von Bistros (Kneipen) und Cafés, die weit über die Grenzen Frankreich bekannt sind, sitzen junge Menschen zwischen 17 und 30 Jahren, die Männer in großkarierten, flatternden Blusen, die Mädchen mit lose herumhängendem Haar. Wer kennt es nicht, das Café des Deux Magots, wo vor 15 Jahren Jean-Paul Sartre in einem leeren Saal „Die Fliegen“, seinen geistigen Beitrag für die Résistance, geschrieben hat. Gegenüber, in der Brasserie Lipp, saß seine Schülerin und jetzige Frau, Simone de Beauvoir, und arbeitete an ihrem ersten Roman: L'Invité. Vor ihnen zählte zu den Stammkunden des Deux Magots, des Café „Flore“ und der Brasserie Lipp: Charles Péguy, der geistige Führer der französischen Generation um 1914; Alain Fournier, dessen Buch: Le Grand Meaulnes (deutsch: Rowohlt, Der große Kamerad) die jungen Franzosen 1914 beim Abmarsch zur Front in ihrem Tornister mitführten, wie unsere Jugend beim Abmarsch den „Faust“ in ihren Tornister gepackt hatte. Antoine de St. Exupéry, der in Deutschland mehr als in Frankreich gelesen wird, ging ein und aus im Café „Le Flore“, und Picasso arbeitete Nächte hindurch im Café des Deux Magots.

Aber diese ersten Größen haben schon lange Saint-Germain-des-Prés den Rücken gekehrt: Picasso lebt jetzt in Spanien; zwei mörderische Kriege haben Charles Péguy, Alain Fournier und Saint-Exupéry hinweggerafft; und Sartre, der nur wenige Schritte von Le Flore gleich um die nächste Ecke in der Rue de Rennes wohnt, trifft sich mit seinen Freunden tagtäglich in einer kleinen Bar, Rue du Bac. In die Deux Magots oder le Flore

hat er seit Jahren keinen Fuß mehr gesetzt. Vergebens lauern hier Amerikaner, Holländer und Schweden, um den „penseur de France“ zu Gesicht zu bekommen. Die Großen, soweit sie noch leben, meiden die Saint-Germain-des-Prés. So gibt es hier nur noch Zuschauer: Nacht für Nacht spucken die schweren Automobile der PARIS BY NIGHT an den Terrassen des Deux Magots, de Flore et de la Brasserie Lipp ihre Touristenfluten aus. Sie ergießen sich in die Cafés und



Kneipen, vor allem aber in die Keller des TABOU, des VIEUX COLOMBIER und des CLUB SAINT-GERMAIN, um hier junge Menschen beiderlei Geschlechts und wild-phantastisch gekleidet wie verrückt in der verräucherten Luft eines überfüllten Kellers bis zum Morgengrauen tanzen zu sehen.

Wie ist das jetzige Saint-Germain-des-Prés entstanden? In dem, was sich seit 1945 in diesem fast ländlichen Viertel von Paris abspielt, ist eines ganz neu

und noch nicht dagewesen: Die Philosophie vermischt sich mit Tanz, eine geistige Bewegung — man mag zu ihr stehen wie man will — inspiriert die Mode und läßt den ewigen Schrei der Auflehnung aller Jugend wieder aufleben. Was ist das nun für eine Jugend, die sich in den Existentialistenkellern von Saint-Germain-des-Prés trifft? Alle studieren mehr oder weniger, nennen sich stolz Sartriens, haben aber nie eine Zeile von Sartre gelesen; sie lesen vielmehr Kriminalromane, leben von Gelegenheitsarbeiten und sind in der Wahl ihrer Mittel nicht allzu wählerisch. Man etablierte sich in Kellern, weil der Besitzer eines kleinen Cafés, des Tabou, seinen Keller zur Verfügung stellte. Andere machten es ihm nach. So entstand der zweite Keller, Vieux Colombier, und dann der Keller des Club Saint-Germain, gegenüber dem Café Flore. Es wurde tüchtig gezecht, und der Lärm zog die Leute aus den anderen Quartiers an: Fremde Touristen, Dichter, Filmgewaltige, Chansonniers.

Der Begriff Saint-Germain war geboren.

Gestern noch eine unbeachtete Metrostation, wird es über Nacht eine besondere Haltestelle. Die bekanntesten Jazz-Musiker, die berühmtesten Chansonniers, die originellsten Künstler treten hier auf. Luxus, Erfolg und Snobismus sind in die Keller eingezogen, die einst nur mit alten Zeitungen und Stroh puppen geschmückt waren. Es sind reizvolle und sehr gesuchte Lokale. Man trinkt dort Cham-

pagner und schüttelt Cocktails. Musiker und Barmixer haben dezente Kleidung angelegt. Schriftsteller von Name und Rang geben hier Autogramme, und fast überall und völlig ohne Grund hängen hier Bilder von Sartre.

Man amüsierte sich mit Riesengescrei, melancholischen Klageliedern und wilden Rhythmen. Soll man sich darüber wundern? Sprießen nicht in gewissen Zeitabständen, meist nach einem Krieg, jene seltsamen Blüten aus dem Pariser Pflaster hervor, auf die sich sofort die ganze Horde der Neuigkeitsjäger und Nachschwärmer stürzt: Vor 1914 war es der Montmartre, nach 1919 der Montparnasse und seit 1945 ist es Saint-Germain-des-Prés.

Vielleicht gar nicht lange und die Pole der Anziehungskraft verschieben sich wieder! Man behauptet schon hier und da, daß man in Saint-Germain junge Menschen mit bleichen Gesichtern und einer rauhen Stimme als Statisten beschäftigt.

Die Hausfrauen und kleinen Hotels in dieser Gegend führen deshalb aber doch ihr ruhiges und bescheidenes Dasein weiter. Wie lange noch, und man fragt sich, ob nicht alles nur der Traum einer Winternacht war. Vielleicht gar nicht mehr so lange, und die Boogie-Woogie-Rhythmen verstummen in Saint-Germain-des-Prés, und die im Schatten des ländlichen Turmes liegenden kleinen Gassen finden ihre dörfliche Stille und Ruhe wieder.

Dr. Nagel

Wir möchten an dieser Stelle Herrn Dr. Nagel endlich einmal danken für die Hilfe, die er der Redaktion in all den Jahren durch seine regelmäßigen Frankreich-Artikel, neuerdings unter dem Leitwort „Pariser Impressionen“, geleistet hat, gar nicht davon zu sprechen, daß er sich seit kurzem auch als Anzeigen-Werber, und das mit Erfolg, betätigt. Gerade von einem Lehrer solche Unterstützung zu erfahren, ist uns in tristen Augenblicken immer ein Trost. Die Red.

Die verwaltete Schule

Wir drucken im folgenden einen Auszug aus einem im „Merkur“ (Heft 82) im Dezember vorigen Jahres erschienen Aufsatz von Hellmut Becker „Die verwaltete Schule“ ab, der sich eingehend mit der problematischen Situation des heutigen Schulwesens in Deutschland, vor allem der höheren Schule, befaßt.

Der Auszug stellt einen Teil eines größeren Abschnittes dar, in dem der Verfasser das Problem der Stofffülle behandelt. Wie sich im folgenden zeigen wird, haben alle Bemühen, hier eine Besserung (d. h. eine Kürzung des Stoffes) herbeizuführen, offenbar und leider kaum Erfolg gehabt. Dabei ist dieses Problem gar nicht allzu neu, und in der Frage der Beurteilung dieser Gefahr gibt es in pädagogischen Kreisen kaum noch Meinungsverschiedenheit. Hier liegt, will uns scheinen, einer der Gründe, die den Lehrer dazu zwingen, häufig den Unterricht auf das reine Vermitteln von Kenntnissen (trotz seines eigenen Widerwillens gegen diese Methode) zu beschränken, und für das unsinnige Gerede von dem Absinken der Intelligenz bei der heutigen Jugend, zu dessen Verbreitung bedauerlicherweise sogar bedeutende Tageszeitungen beigetragen haben.

Und hier der Auszug:

Im Herbst 1951 haben sich führende Vertreter der Universitäten und der höheren Schulen in Tübingen zu einer

mehrtägigen Aussprache getroffen. Die Tagung hat in einem bewegten Aufruf der Überzeugung Ausdruck gegeben, daß das geistige Leben durch die Fülle des Stoffes zu erstricken drohe. Die 1945 mit Recht erhobene Forderung nach Leistungssteigerung sei mit der Ausbildung von Vielwisserei beantwortet worden. Die Tagung forderte die Stoffvertiefung, Beschränkung der Prüfungsfächer, die Umstellung der Prüfungsmethoden auf Verständnis, nicht auf Gedächtnisleistung, die Ablösung der starren Lehrpläne durch Richtlinien, die Herabsetzung der Stundenzahl. Eine Prüfungsreform für das höhere Lehramt wurde empfohlen, zu der ins einzelne gehende Vorschläge gemacht wurden. Zur inneren Umgestaltung der höheren Schule wurde die Auswahl von Modellschulen öffentlichen und privaten Charakters verlangt, denen Freiheit zu einer selbständigen Ausgestaltung des Unterrichts gewährt werden sollte. Hierzu sollten sie freie Zusammenstellung ihres Lehrkörpers, freie Gestaltung des Lehrplanes zum Zwecke der Vertiefung in das Wesentliche und Beschränkung der Prüfungsfächer im Abitur sofort gewährt erhalten. Die Stoffbeschränkung war keineswegs als eine Verminderung der Leistung gedacht; sie sollte die Rückkehr zur wissenschaftlichen Schule und zur Intensität des Lernens möglich machen.

Diese Tübinger Beschlüsse wurden bald darauf anlässlich einer großen Versamm-

lung von Theoretikern und Praktikern der Schule in Weinheim a. d. Bergstraße erneut bekräftigt. Die Reaktion der Schulverwaltung ist geradezu erschütternd. Von elf Schulverwaltungen haben zwei es gewagt, im Sinne dieser Resolutionen sichtbar zu handeln. Eine von beiden beginnt mit dem Abbau der Reform, die versagen mußte, weil die Lehrer für ihre neue Aufgabe nicht entsprechend entlastet wurden. Beide Schulverwaltungen haben die Vorschläge nicht etwa verwirklicht, aber sie haben immerhin in Richtung der Stoffbeschränkung und -vertiefung zu wirken versucht. In allen übrigen Ländern haben die Schulverwaltungen diese Resolutionen als undurchführbar beiseite legen lassen.

Neuerdings hat der Deutsche Ausschuss für das Erziehungs- und Bildungswesen die Tübinger Resolutionen, soweit sie die Errichtung von Modellschulen empfehlen, wieder aufgenommen. In der neuen Erklärung heißt es:

„Obwohl auf diesem Wege ohne größere Eingriffe in das gegenwärtige Gefüge unseres Bildungswesens — im Rahmen der bestehenden Verhältnisse und mit geringem Aufwand an Geldmitteln — wesentliche Ergebnisse erzielt werden könnten, hat dieser Appell nur wenig Widerhall gefunden.“

Der Deutsche Ausschuss für das Erziehungs- und Bildungswesen weist daher erneut auf die außerordentliche Wichtigkeit solcher Versuchsschulen hin und regt ihre Einrichtung in allen Bundesländern an. Nur wenn zur theoretischen Besinnung die praktische Erprobung getreten ist, wird die Reform des deutschen Bildungswesens aus dem Feld der Erörterungen in die schulische Wirklichkeit überführt werden können. Versuchsschulen kommt die Aufgabe zu, solche Erprobung zu leisten und die anderen Schulen davon zu entlasten. Auf diese Weise werden gesicherte Ergebnisse erreicht werden können, ohne daß das Gesamtschulwesen einer ständigen Beunruhigung ausgesetzt wird.

Damit das höhere Schulwesen in einiger Zeit über genügend junge Lehrer verfügen kann, die an der Erarbeitung der nötigen Erfahrungen teilgenommen haben und diese weitergeben können, regt der Deutsche Ausschuss an, einige solcher Versuchsschulen mit entsprechenden Einrichtungen für die Lehrerbildung zu verbinden.“

Hier hat das für die Beratung von Schulfragen qualifizierteste Gremium im Bundesgebiet klar festgestellt, daß die Lösung des Schulproblems nicht durch mechanische Maßnahmen und Reformen, sondern nur durch das fortwirkende Beispiel vollzogen werden kann. Der Weg, der aufgezeigt wird, ist in der heutigen Situation der einzig gangbare. Aber er ist im Verwaltungsmechanismus nicht vorgesehen, und es steht zu befürchten, daß auch dieser neue Appell ohne Echo verhallt.

Dabei geht es im einzelnen wie bei einer Verschwörung zu. Die Unterrichtsverwaltungen erklären, solche Reformen und solche Freiheiten seien vor allem mit Rücksicht auf die Universitäten nicht möglich, die dann möglicherweise die Reifeprüfung nicht anerkennen würden. Die Universitäten andererseits sind der festen Überzeugung, daß die jetzigen Reifeprüfungen gerade wegen ihrer Stofffülle nicht richtig auf die Universitäten vorbereiten und verlangen also die Stoffbeschränkung und -vertiefung. Die Eltern wiederum, durch die schulischen Erfahrungen im Dritten Reich noch immer beunruhigt, befürchten, daß die Kinder

Achtung!

AUFNAHME!

Leblos liegen die dunklen Korridore unserer Penne da. Heute hat alles frei. Bis auf die Abiturienten, die hier und da mit sorgenvoller oder — zufriedener Miene herumschlendern. Aber sie sind nicht die einzigen, die sich heute in der leeren Schule abplagen. Wenn wir von den Prüfern und den Damen der Mädchenschule absehen, bei denen natürlich immer ernsthaft gearbeitet wird, so finden wir sogar noch fünf Unterprimaner, die sich aus freien Stücken im Physiksaal zusammengefunden haben.

Sie drehen hier den „Vorspann“ zu einem Dokumentarfilm über unser Schulleben. Mit wahren Feuertreibern sind sie dabei. „Beleuchtungsprobe!“ ruft der Regisseur. Fünf Lampen von zusammen 2200 Watt flammen auf und verbreiten strahlende Helligkeit. Der Kameramann nimmt einen Belichtungsmesser zur Hand und bestimmt die Bildhelligkeit. Dann beschäftigt er sich mit seiner 16 mm Wochenschaukamera; er dreht hier, schraubt dort... „Klar zur Aufnahme! Vorspann, erste Einstellung, 9. März 1955, ab!“ Die Kamera beginnt zu schnurren, die Aufmerksamkeit richtet sich auf die Wandtafel, die nun geöffnet wird. Auf ihr erscheint in großen Lettern der Titel:

UNSERE SCHULE

Streiflichter aus dem Schulalltag.

Das war der Anfang. Wir kurbelten an diesem Tag noch etliche Meter Film herunter. So bannten wir vormittags unsere Schuluhr zu verschiedenen Zeiten aufs Zelluloid. Ihr ist eine besondere ordnende Funktion zugeordnet. Und nachmittags ging

liche Frage nach dem „Militarismus in der Schule“, d. h. nach vormilitärischem Unterricht, wie er z. B. in England üblich sein soll. Und alle, die wir es erleben durften, waren beeindruckt von den temperamentvollen Worten, die uns Kultusminister Dr. Schütz hierbei zurief: „Ich werde gegen 08/15 kämpfen, solange ich auf diesem Posten bin.“ Der alte Kommiß sei das schlimmste, was der Jugend passieren könne.

Am Ende der Fragestunde ging der Minister noch auf das Problem der „Bekennnis- oder Gemeinschaftsschule“ ein. Er erklärte, NRW vertrete die Auffassung, es sei nicht Sache des Staates, die Schulart zu bestimmen. Sobald irgendwo ein Bedürfnis in Nordrhein-Westfalen vorhanden sei, werde dort jede erforderliche Schulart eingerichtet, sei es Weltanschauungs-, Gemeinschafts- oder Bekennnisschule.

Hiermit schloß die Diskussion, und der Beifall all der Jungen und Mädchen, die Parterre und Tribüne des Plenarsaals füllten, bezeugte den Wert, den die Begegnung mit Dr. Schütz für uns gehabt hat. Und so konnte man nachher im Foyer Stimmen hören wie: „schon ganz nett“ und „das hat sich gelohnt“ oder auch „da führ' ich nochmal hin!“

Halbe

es dann in der Wohnung des „Cutters“ an interessante Innenaufnahmen: Ein Schüler hat sich seine Aufgaben ziemlich lange aufgespart. Nun macht er sie abends im Bett; und dabei schläft er ein.

Eine kleine Episode nur. Sie wird innerhalb weniger Minuten am Auge des Zuschauers vorüberziehen. Doch wie viel Arbeit steckt dahinter! Kamerastellung, Beleuchtung, Objektivwahl, Blende, Entfernung und vieles andere mehr wollen beachtet werden. Dazu kommt die schauspielerische Seite, die vorher natürlich geprobt werden muß, um Fehlaufnahmen zu vermeiden. Im Augenblick ruhen die Dreharbeiten. Unser Kameramann und Drehbuchautor ist leider erkrankt. Aber wir werden hoffentlich schon bald weitermachen können. Dabei werden wir auch auf dem Hof, in den Korridoren und in verschiedenen Klassen filmen. Wir bitten deshalb alle Schüler:

Tragt bitte das Eurige zum Gelingen dieses Filmes bei, indem ihr euch ruhig und ungezwungen verhaltet. Zeigt, daß eine Kamera für euch nichts Neues ist, indem ihr sie überhaupt nicht beachtet. Rotfetzt euch nicht zusammen, hängt euch nicht in die Fenster usw., damit wirklich ein natürliches Abbild unseres Schulalltags entstehen kann. Das Filmmaterial wurde nämlich privat gestiftet, und jeder unbrauchbare Meter würde eine Kürzung des Aufnahmeprogramms bedeuten.

Wenn ihr euch wie an jedem anderen Tag verhaltet, werden wir einen Film drehen, der euch allen Spaß machen wird!

Erhard Gaube, Unterprima.

Noch einmal:

Amerikaner in Deutschland

Der American Field Service führt dieses Jahr wieder ein Sommerprogramm für amerikanische Austauschschüler nach Deutschland durch. Voriges Jahr konnten wir einen Gast — Mary Robinson — hier in Gummersbach beherbergen. Helft, daß wir diesmal wieder jemand bei uns aufnehmen können. Näheres sagt Jost, Ulb, jedem Interessenten.

-jo-

Berücksichtigen Sie
beim Einkauf
unsere Inserenten!

Schüler fragen, Minister antworten!

Schulsprecher und Oberprimaner aus Nordrhein-Westfalen trafen sich in Düsseldorf im Plenarsaal des Landtages mit dem Kultusminister unseres Landes. Dr. Schütz, unter dem Motto: Schüler fragen, Minister antworten!

Auch von unserem Gummersbacher Junggymnasium nahmen zwei Vertreter an der Unterhaltung teil.

Kultusminister Dr. Schütz erläuterte zur Einleitung in die Diskussion seinen Aufgabenbereich. Anschließend eröffnete er die Diskussion mit den Worten: „Nun können Sie mich alles fragen, was Sie auf dem Herzen haben!“ Was wir dann auch taten.

Gleich zu Beginn wurde die Frage gestellt nach dem Wie und Warum der Schülerzeitungen, zu der der Minister sagte: „Die Schülerzeitungsredaktion soll grundsätzlich frei sein. Ich traue den Schülern durchaus genügend Feingefühl und Takt zu in ihrer verantwortungsvollen Arbeit an der Zeitung. Die Verantwortung muß bei den Schülern selbst liegen.“ Weiter ging der Minister auf die Stoffüberführung der Schüler und das scheinbar sinkende Niveau der Schulen ein. „Der Stoff soll beschränkt werden; das bedeutet aber nicht, daß damit das Niveau der Schulbildung absinken muß.“

Im weiteren Verlauf der Diskussion brach Dr. Schütz eine Lanze für die nötige Mußezeit, die jedem Schüler zugestanden werden müsse. Ferienarbeit sei für Schüler wie für Studenten ungesund. Der Minister sagte wörtlich: „Man muß auch mit Ruhe und mit Geschmack faulenzen können.“

Auch die Frage der Kultushoheit der Länder und der daraus resultierenden Verschiedenheit der innerdeutschen Schulsysteme der Länder wurde angeschnitten. Nach Meinung des Ministers ist ein Bundeskultusministerium, das die kulturellen Belange in ganz Deutschland lenkt, sehr bedenklich, da es den besonderen Bedürfnissen und der Tradition der einzelnen deutschen Landschaften nicht gerecht wird. Die Konferenz der Kultusminister in Bonn, die kulturelle Probleme der ganzen Bundesrepublik regelt, sei ständig bemüht, die Schulsysteme immer mehr anzugleichen.

Endlich, schon gegen Schluß der Diskussion, stellte ein Schüler die unausbleib-

Als ich merkte, daß ich kein Kind mehr war

Wie schön ist doch das Leben! — Kummer und Sorgen scheinen nicht zu existieren. Das Wort Krieg kennt man nur, weil Vater es öfter sagte und Mutter dann ein sorgenvolles Gesicht machte. Nein, uns kann nichts erschüttern. Für uns gibt es nur das Spiel. Jauchzen möchte man vor Freude über Entdeckungen, die man täglich macht. Ein Tag vergeht sorgloser als der andere. Ja, das Leben ist schön, wenn auch nur für uns Kinder. —

So war es gestern, die Tage davor, ja, in meinem ganzen Leben. Aber warum ist es heute anders? Sind seit gestern Jahre vergangen, und bin ich statt zehn schon achtzehn oder zwanzig Jahre alt? Doch das kann nicht stimmen, denn ich bin ja noch so klein wie gestern, und meine schöne Jacke paßt mir auch noch. Nur eins ist anders.

Polen und Russen sind in unseren Ort eingedrungen. Die meisten Häuser haben sie ausgeplündert oder bewohnen sie. Meine Spielsachen sind kaputt, und Hans, mein Freund, wohnt in einem anderen Dorf. Spielen darf ich auch nicht mehr

auf der Straße, denn Mutter meint, es sei zu gefährlich.

Es wird immer schlimmer, und jeder Tag ist schrecklicher als der andere. Mutter liegt noch, an einer Verwundung erkrankt, zu Bett, und Vater wurde eines Tages von Polen abgeholt und kam in Gefangenschaft. Das Essen wird immer schlechter und knapper. Zu kaufen gibt es nichts, und deshalb bestiehlt einer den anderen, denn alle wollen essen und leben. Das alles sind Bilder, die mich jede Minute beschäftigen und in Unruhe versetzen.

Draußen geht ein Gewehrscuß los, und ich erwache aus meiner Träumerei. Heute nacht also sollte ich mit Herrn Kranz gehen. — Die Nacht ist hereingebrochen. Die nächtliche Stille wirkt erdrückend, und mein Herz klopft vor Angst. Ob alles gut gehen wird? Jetzt haben wir die Rinderherde erreicht. Herr Kranz lauscht nach allen Seiten, doch außer den Rindern ist nichts zu hören. Wir suchen ein kleines Kälbchen aus, und im nächsten Augenblick sticht Herr Kranz mit dem Messer zu, und das Tier bricht zusammen. Grauen packt mich, und das warme Blut,

das mir über die Hand rinnt, ekelt mich an. Schnell ziehen wir dem toten Tier das Fell ab und schneiden das Fleisch in Stücke. Ich bekomme meinen Teil und verstecke ihn in einer Tasche. Doch wo ist Herr Kranz? Er ist in der Dunkelheit verschwunden, und ich kann ihn nicht mehr sehen. Nach ihm rufen darf ich nicht, denn dann würde ich die Wachtposten heranlocken. Ich laufe blindlings in die Dunkelheit hinein. Plötzlich höre ich Stimmen. Vor Schreck bleibt mir das Herz stehen. Eben kommt der Mond wieder hinter den Wolken hervor, und ich sehe, wie sich mir zwei Gestalten nähern. Schnell ducke ich mich und schleiche in Richtung eines Baumes. Die Posten kommen mir immer näher, und, wie durch einen Mechanismus getrieben, bewege ich mich vorwärts. Endlich habe ich den Baum erreicht. Ich lege mich in den Schatten und warte, was passiert. Doch sie sehen mich nicht und gehen vorbei. Ich will mich erheben, doch meine Glieder sind zu steif. Der Schrecken sitzt noch in mir. Alle Kraft nehme ich zusammen, und es gelingt mir, aufzustehen. Bald sehe ich unser Haus, und ich fange an zu laufen. Nichts anderes als nach Hause zu Vater, Mutter und Geschwister und zu meinen Spielsachen. — — — Aber nein, diese Zeit ist vorbei, ich bin über Nacht einige Jahre älter geworden; spielen darf ich nicht mehr, das Essen ist schlecht und knapp, Vater ist nicht mehr zu Hause, und ich habe gestohlen, nein, noch mehr: ich habe getötet! Ich bin kein Kind mehr, denn als Kind kannte ich so etwas nicht. Nichts ist von dieser Zeit zurückgeblieben als schöne Erinnerungen, und nur der Mond schaut noch so freundlich wie sonst, da ich ein Kind war.

Manfred Losert, Ulla

EDVARD MUNCH

Die Kunst-AG und andere Schüler hatten diesmal im Februar Gelegenheit, eine Ausstellung von Werken des norwegischen Malers Edvard Munch (1863 — 1944) in der Messe in Köln zu besuchen.

Wir hatten noch die Sutherland-Ausstellung vor Augen, müssen aber sagen, daß wir — so sehr Sutherland uns auch begeistert hatte ob seiner Einzigartigkeit und Kuriosität — daß wir von Munch in ganz anderer, nicht gekannter Weise gepackt wurden. Beim Schreiben dieser Zeilen stehen wir noch völlig im Bann seines Werkes, und es fällt uns schwer, den Eindruck des Erlebnisses zu formulieren.

Jedenfalls ist diese Malerei, die ja zur modernen zählt, eine andere, als man sie heutzutage gewohnt ist. Ob sie besser ist als etwa die gegenstandslose, wagen wir nicht zu entscheiden und wollen es auch nicht. Man soll nicht werten in Dingen der Kunst. Aber vergleichen soll man, weil man hier vielleicht das Andersartige Munchs in der Eingrenzung fassen kann.

Munchs Kunst ist Malerei und als solche Form und Gestalt. Aber das „hinter dem Bild Liegende“, das Weiterreichende und Hintergründige ist in Munchs Bildern das Primäre, deshalb malt er, abgesehen von seiner Früh- und Lernzeit, wo er reinen Impressionismus — und den gekonnt-betrieb. Aber wenn man der chronologischen Reihe der Bilder folgt, spürt man mit einem Male etwas anderes als „nur“ Farbe, Linie, Fläche, Komposition. Man spürt plötzlich, daß diese Kunst Ausdruck ist, Ausdruck will, krassen, furchtbaren Ausdruck, letzten Ausdruck, wie ihn eben nur ein Bild ge-

ben kann. Und das können wir hier nicht beschreiben, weil man es gesehen, gefühlt oder besser: geahnt haben muß. Hier ist aus der Impression plötzlich Expression geworden, die Richtung des „psychologischen Vektors“ hat sich umgekehrt, sie geht nicht mehr von außen nach innen, sondern bricht aus der Seele zur Welt. Tatsächlich, jedes Bild ist ein Ausbruch, ein Vulkan des Gefühls, der uns erschreckt oder erhebt, meist erschreckt.

Munch hat eine harte Jugend gehabt, und die Drangsale und Schrecken dieser Zeit bleiben ihm fürs Leben, für seine Kunst. Angst und Ekel schreien uns aus seinen Bildern an. Dunkel die Farbe, blau, rot, grün, häufig auch violette Töne. Die Spannung zwischen Weib und Mann ist sein unbezwungenes Problem, die Farben hierzu rot — grün. Wir sahen Lithographien über dieses sein Thema, die nur diese beiden spannungsbehangenen, gegeneinanderbezogenen Farben hatten. Das Weib nackt, rosa und unbegreiflich unbezwingbar, der Mann dunkel, blau-grün eingekreist, einsam, erschlagen. „Eifersucht“ und „Marats Tod“ die Symbole.

Und dann unmittelbar und wunderbar erleichtert, größte Ausgelassenheit und Lebenslust, eine neue Epoche seines Lebens. Helle, frohe Farben, pastos aufgetragen, die gesamte Farbenskala in den reinsten Tönen und unglaublichen Abstufungen verwandt, die Farbtube, wenn es sein muß, einfach auf der Leinwand ausgedrückt. Mit welcher Lust und Kraft zugleich ist hier gemalt. Helle, lichte Flußlandschaften, Himmel, gelbe Häuser, Bäume in Licht und Luft, aber nicht wie im Impressionismus, sondern neu, nordisch

möchten wir sagen. Typisch die Zusammenfassung aller Formen zu großen, wogenden, in sich jedoch stark nuancierten Flächen, fließend, an die Kreise und Flammen van Goghs erinnernd.

Aber wo der Mensch, vor allem wo die Frau im Bild ist, bleibt ein düsterer Ton, der nicht freigeben will, trotz oder vielleicht auch wegen all der Weite der Räume, der flachen Unendlichkeit der geschwungenen Küsten und Wege. Der lastende Druck bleibt bis in seine letzten Werke, wo sich die Selbstbildnisse, die von Anfang an da waren, immer mehr häufen. Und das Gespenstige, die dämonische Angst scheint hier, in seinem eigenen Gesicht, am stärksten. „Nachtwanderer“ heißt eines dieser Bilder. Auf einem anderen späten Bild steht er, umgeben von der grellsten Farbe, blau, grün, dunkel, allein.

Und so geht man heraus und weiß kaum, wo man gewesen ist, und möchte nochmal hingehen, und nocheinmal, um dann vielleicht das alles zu begreifen.

(Leider ist es uns nicht möglich, bereits in dieser Nummer Bilder Edv. Munchs zu bringen. Wir werden dies aber in einer der nächsten Nummern nachholen. Die Red.)

STIERKAMPF

in *Spanien*

ERLEBT VON EINEM UNTERTERTIANER

Jedes Land hat wohl seinen National-sport. Wie Deutschland und viele andere Länder dem Fußballsport huldigen, zieht man in Spanien den Stierkampf vor. An Sonn- und Feiertagen, abends um 6 Uhr, braucht man nur dem Menschenstrom nachzugehen, und man landet in einer Arena, die in jeder größeren Stadt in Spanien vorhanden ist. Eine der größten finden wir in Madrid. Achtzehntausend Menschen haben darin Raum, und selten bleibt ein Platz unbesetzt. Der Hitze wegen beginnt der Kampf erst um 6 Uhr abends. Er dauert ungefähr drei Stunden, und sechs Stiere werden getötet.

Pünktlich marschieren ein Zug prächtig gekleideter Toreros, Reiter und Helfer in die Arena. Die Toreros tragen blaue oder rote Samt- und Seidenanzüge, die über und über mit Gold bestickt sind. Dieser festliche Zug macht eine Begrüßungsrunde durch die Arena und verschwindet dann wieder. Sobald sich das Tor hinter ihnen geschlossen hat, öffnet sich am anderen Ende der Arena ein zweites großes Tor, und ein mächtiger Stier saust auf den Kampfplatz. Er ist äußerst erregt und wild, weil man ihn seit einigen Tagen in einem engen Kerker eingesperrt hielt. Auf dem ganzen Platz verstreuten sich die Helfer des Toreros mit ihren großen, roten Mänteln. Jeder reizt jetzt den Stier, indem er ihn durch geschicktes Schwingen des Mantels von dem Verfolgten ablenkt, sobald dieser in Gefahr schwebt. Nach kurzer Zeit öffnet sich wieder ein Tor, aus dem zwei Reiter, Picadores genannt, hervorkommen, die lange Lanzen tragen. Die Pferde haben je ein Auge verbunden, damit sie den Stier nicht sehen können. Auch ist die dem Stier zugewandte Seite des Pferdes durch einen dicken Lederpanzer geschützt. Einer der Picadores reitet zur rechten, der zweite zur linken Seite der Arena. Geschickt locken die Helfer den Stier zu einem dieser Picadores hin, der ihm dann mit seiner langen Lanze mehrere tiefe Wunden in den Rücken stößt. Blutüberströmt und aufs äußerste gereizt, wuchtet der Stier mit seinen Hörnern gegen den gepanzerten Pferdeleib. Früher war das Pferd schutzlos den Hörnern preisgegeben, und unzählige Pferde starben grausam. Je heftiger die Reiter zustoßen, desto mehr pfeift die Menge, weil sie später nicht einen geschwächten Stier dem Torero gegenüber sehen will. Wenn beide Reiter ihre Aufgabe erfüllt haben, verschwinden sie wieder aus der Arena. Es erscheinen drei Helfer des Toreros, die geschickt auf den Stier zugehen und ihm im gegebenen Augenblick ihre zwei Banderillos in den Rücken stoßen. Die Banderillos sind bunte, ungefähr 1 m lange Stäbe mit eisernem Widerhaken. Stark blutend, mit den sechs Stöcken im Rücken, rast der Stier durch die Arena.

Jetzt erst erscheint die Hauptperson des Kampfes, der Torero. Er schwenkt großartig seinen Hut und legt ihn dann in den Sand der Arena. Seinen leuchtend roten Mantel schwenkend, geht er stolz auf den Stier zu. Der Stier rast dem roten Tuch entgegen, und mit äußerst geschick-

ten Bewegungen beginnt ein Kampf zwischen Mensch und Tier. Je gefährlicher sich der Torero dem Stier nähert, desto mehr brüllt die Menge Beifall. Einen der gefährlichsten Augenblicke erlebte ich bei einem Stierkampf in Madrid, als der Torero vor dem Stier zu Fall kam. Es waren wohl die aufregendsten Minuten des Kampfes. Wie tot blieb der Torero unmittelbar vor den Füßen des wütenden Stieres liegen. Jetzt geschah etwas, was man nicht erwartet hätte. Wie versteint blieb der Stier vor seinem reglosen Opfer stehen. Blitzschnell erschienen die Helfer und lenkten den Stier geschickt mit ihren roten Tüchern von dem Torero ab. Fix war der Torero wieder auf den Beinen, und der gefährliche Kampf ging weiter. Er bekam einen neuen Mantel mit einem darunter versteckten Degen gereicht.

Nun kommt der Höhepunkt des Kampfes — der Todesstoß. Ein bis zwei Meter vor dem Stier hebt der Torero ganz langsam den Degen, um ihn dann im gegebenen Augenblick mit aller Wucht in den Rücken des Tieres zu stoßen. Trifft er die richtige Stelle der Wirbelsäule, fällt der Stier auf der Stelle tot um, und

die Menge tobt und umjubelt den Helden. Blumen, Hüte, Taschen, alles fliegt ihm entgegen. Der Jubel kennt keine Grenzen. Helfer eilen heran, schneiden dem Stier die Ohren ab, die sie dann dem Torero als Trophäe überreichen, und vier Pferde schleppen den toten Stier aus der Arena. Die Blutspuren im Sand werden weggeharkt, und ein neuer Stier saust in die Arena. Meist tötet jeder Torero zwei Stiere.

Weniger begeistert ist es, wenn bei einem Kampf dem Torero der Todesstoß nicht gelingt. Mehrere Male gelang er nicht, und der Degen durchbohrte die Luftröhre und die Lunge. Das Blut floß in Strömen. Der Stier kämpft lange mit dem Tode, bis dann der Torero seinem Leben mit einem kurzen Degen ein Ende macht.

Jeder, der in ein fremdes Land kommt, möchte wohl die Menschen, die Sitten und Gebräuche des unbekanntes Landes kennenlernen. Spanien war für mich ein schönes und interessantes Land. Aber der Stierkampf ist, will mir scheinen, für uns Deutsche unmöglich. Wir empfinden ihn nur als eine Tierquälerei.

Klaus Oehler, UIIIa

„Ruhe, sch... Abitur!“

Ein braver Schüler unsrer Anstalt dürfte die große Schrift „Ruhe, Sch... Abitur!“ an der Tafel oben auf dem Mädchenflur gar nicht bemerkt haben, wenn er sich gemäß der Hausordnung schnell über die oberen Korridore bewegt hätte (um nicht zu sagen „gelaufen wäre“, was wegen Zusammenstoßen zu vermeiden ist!), um seine Klasse bzw. den Hof in kürzester Zeit zu erreichen. Ob das Sch... aus Platzmangel unvollständig blieb, oder ob man bewußt eine andere Deutung zulassen wollte, mag der verantwortliche Graphiker entscheiden. Daß man jedenfalls das „Sch...“ in Gedanken richtig zu „Schriftliches“ ergänzte, weist darauf hin, daß alle Schüler von der Prüfung wußten.

Das schriftliche Abitur brachte nicht die gespannte Atmosphäre mit sich, von der man vorher geträumt hatte — soweit man überhaupt schlafen konnte. Vielmehr machte sich bald eine ruhige Stimmung breit, nachdem erst einmal Herr Direktor Meyer die Paragraphen über Mogeln und dessen Folgen verlesen und der jeweilige Fachlehrer das die Aufgaben verschließende Siegel erbrochen hatte. Die Themen hier an dieser Stelle zu nennen, erscheint mir überflüssig, da sie ohnehin im offiziellen Schuljahrsbericht veröffentlicht werden, und — ganz im Vertrauen — gewiß nicht nächstes Jahr „drankommen“.

Gleichzeitig mit der Aufnahmeprüfung für die Sexta begann am 1. Februar die

Restgruppe des naturwissenschaftlichen Zweiges ihre Physikarbeit, die Experimentalreihen aus der Elektrizitätslehre verlangte. Mit dem schwierigsten Teil der schriftlichen Prüfung, dem deutschen Aufsatz, startete am Mittwoch die Oberprima A im Zeichensaal und die Oberprima B in Raum 16, der „Kegelbahn“. Der Donnerstag folgte mit Französisch und Latein, den beiden Fächern, zwischen denen man wählen konnte. Freitags lag die Mathematik an, die für manchen noch eine Hürde bedeutete. Als wir am Samstag das „Schriftliche“ mit Englisch beschlossen, machte sich schon eine Müdigkeit bemerkbar, die aber durch die bereits gesammelte Erfahrung, z. B. im ordnungsgemäßen Falten und Zusammenlegen der Formblätter, ausgeglichen wurde. — Abschließend sei gesagt, daß die schriftliche Prüfung zwar nicht die nervöse Spannung mit sich brachte, die man jetzt von der mündlichen erwartet, aber für die Endnoten doch von größerer Bedeutung ist als jene, da dem Prüfungsausschuß in den schwarz auf weiß fixierten Gedanken etwas Eindeutiges vorliegt.

Sicherlich wäre nicht alles so ruhig abgelaufen, wenn uns nicht ein rühriger Obersekundaner mit Milch und Kakao versorgt hätte. Den Vorwurf „Hätt'ste Milch getrunken...“ werden wir uns nicht zu machen brauchen. Ob es freilich etwas genutzt hat, wird der Hohe Olymp — hoffentlich unter Zeus' Vorsitz — vom 7. bis 10. März entscheiden. P.

Spielfreie Zeit?

Wenn die große Jahresaufführung vorüber ist, beginnt eine etwas flauere Zeit für die Spielschar. Die nächste Aufführung kann nicht sogleich in Angriff genommen werden, denn man würde sie „totproben“. Mit kleineren Darstellungsübungen, Stimmpflege und Ausdrucksschulung kann man wohl einige Zeit Beschäftigung finden. Aber sie füllen nicht aus, weder die Stunden noch den Menschen. Was also tun?

Wir haben aus der Not eine Tugend gemacht und die Spielschar für einige Zeit getrennt. Die Unter- und Mittelstufe bilden eine Gruppe, die unter dem Namen „Spielschar“ weiterläuft. Die Oberstufe bildet die Arbeitsgemeinschaft „Bühne“.

In der Arbeitsgemeinschaft haben wir Szenen aus großen klassischen Dramen, zum Teil aus der Schullektüre erarbeitet, aus dem Götz, aus Egmont, Maria Stuart, Tell, Minna von Barnhelm, Faust. Die Arbeit war sehr ergiebig: Einerseits bereitete die darstellerische Beschäftigung mit diesen Werken eine ganz besondere Freude, die durch das Verständnis der Dichtungen, die der Unterricht vorbereitet hatte, noch erhöht wurde; andererseits kamen die Teilnehmer auch zur Erkenntnis der eigenen darstellerischen Grenzen. Es ist der natürliche Verlauf, daß die Spieler einer Laiengruppe nach immer höheren Aufgaben streben. Leicht aber überschätzen sie ihre Möglichkeiten dabei. Diese zwar erfreuliche, aber leider nicht voll zu verwirklichende Tendenz wird von der unverständigen Kritik Außenstehender noch unterstützt. Es heißt, man müsse nach Tiefe streben, nach „Werten, die man mitnehmen kann“, nach Kunst und Dichtung. Der Spieler glaubt sich dann leicht von seinem Spielleiter hintergangen, der ihm die wirkliche Dichtung nur vorenthalte, der ihm nichts zutraue usw. In diesem Winter hat

Ein Wort zu den Hausaufgaben

Wir haben vor kurzem in unserer Klasse einmal festgestellt, wie lange jeder an seinen Hausaufgaben arbeitet und kamen zu einer Durchschnittszeit von 4,5 Std. pro Tag. Daß diese Zeit oft nicht ausreicht, um die Aufgaben vollständig zu beherrschen, kann man morgens beim Abfragen leicht feststellen, denn fast keinem gelingt es, wenn ihm der Lehrer auf den Zahn fühlt, ohne Tadel davanzukommen. Setzt sich der Schüler aber einmal hin und paukt so lange, bis er alles gut kann, so geschieht das zu seinem eigenen Schaden, denn sein Lehrer glaubt sofort, er habe noch zu wenig aufgegeben und zieht seine Konsequenzen.

Aber jeder muß doch einsehen, daß die 4,5 Stunden, die der Schüler braucht, um die Hausaufgaben einigermaßen gut oder schlecht zu lernen, zu viel sind. Wir kommen nämlich wenn wir die Schulstunden dazu zählen, auf 9 Zeitstunden pro Tag, die der Schüler arbeitet. Kein Wunder, daß er dabei nervös wird, ein großes Übel, über das die Lehrer immer wieder klagen.

Ich glaube, daß da viele Internatsschulen ein gutes Beispiel geben. Dort werden die Hausaufgaben so bemessen, daß die Schüler bei konzentrierter Arbeit bequem in zwei bis drei Stunden fertig sein können, ohne danach das Gefühl zu haben, nur mit der Hälfte der Schularbeiten zu Rande gekommen zu sein.

J. Eick, Ollb

manch einer wohl eingesehen, daß es doch nicht so leicht ist, mit der Darstellung großer Dichtung fertig zu werden. (Nicht einmal alle Theater werden es, wie die eine oder andere Darbietung im Kulturkreis zeigte.)

Eine „ganz große Sache“ war die Beschäftigung mit der „Antigone“ von Anouilh. Der Text der Übersetzung, der uns freundlicherweise vom Verlag in Birstenabzügen zur Verfügung gestellt wurde, war derart schlecht, zum Teil sinnentstellend, zum Teil banal, daß er gründlich umgearbeitet werden mußte. Diese Arbeit leisteten Dr. Nagel und der Spielleiter. Die Leseproben brachten uns Stunden großen künstlerischen Genusses. Es war erstaunlich, was da von manchen geleistet wurde. „Von manchen“ sage ich, muß aber hinzufügen, daß alle Gutes leisteten. Auch hier zeigte sich auffällig, wie stark doch das Kritikvermögen — vor allem auch gegenüber der eigenen Leistung — bei allen gewachsen ist. Und der Anspruch an sich selber. Man ließ nichts durchgehen. Man mühte sich ab. Und man sah dann ein, daß man das, was man sich vorgestellt oder auch empfunden hatte, doch nicht erreicht hatte. Das Bandgerät erwies sich als unbestechlicher Helfer. Jeder falsche Ton klang noch einmal so falsch, jede Unechtheit noch einmal so peinlich. — Die Arbeit wird weitergehen.

Die „Spielschar“ versuchte ihre Kräfte zunächst an einem Adventsspiel von Erich Kolberg, „Luzifer steht am Wege“. Aber die Adventszeit rückte heran, und das Stück war alles andere als bühnenreif. Wir haben also nach Weihnachten noch weiter daran geprobt, aber wir mußten es bald aufgeben, denn ein christliches Bekenntnisspiel ist eben kein „Übungsstoff“, es verlangt nach Darbietung zu seiner Zeit. Wenn die vorüber ist, geht es nicht mehr. Warum es in drei Monaten nicht fertig wurde? Wir hatten soviel Zuwachs an Freiwilligen bekommen, daß wir mit vielen ganz von vorn anfangen mußten. (Die Tatsache des dauernden Hinaus- und Hereinwachsens verhindert es übrigens, eine Schulspielschar über ein gewisses Leistungsniveau zu heben. Wer vier Jahre dabei war, der ist reif zu größeren Aufgaben, aber er ist auch reif zum Abitur — und verläßt uns.)

Hier sei mir ein Wort an die Eltern erlaubt: Wir sind dazu übergegangen, nur noch solche Schüler aufzunehmen, die in der Schule in ihren Leistungen glatt stehen.

NICHT DER Sieg IST DIE HAUPTSACHE

Bald ist die Zeit wieder da, in der die Leichtathleten ins Licht der Öffentlichkeit treten. In Kürze treibt man wieder auf dem grünen Rasen und den Aschenbahnen Sport.

Aber was ist denn überhaupt Sport? Können wir die heutige Rekordsucht noch als Sport bezeichnen?

Ich glaube, der Sinn des Sportes wird am besten wiedergegeben in dem Satz: Sport ist Spiel, ein Spiel, das die Lebensfreude ausdrückt. Alle vier Jahre hat er in der Feier der Olympischen Spiele seinen Höhepunkt.

Aber was gibt der Olympiade ihren Reiz? Sind es die Rekorde, die erzielt werden? Oder der Kräftevergleich der einzel-

Wer einen „blauen Brief“ bekommt, muß ausscheiden. Wer also gern in die Spielschar will, der muß sich in der Schule anstrengen. Die Gefahr liegt sonst nahe, daß uns Eltern Vorwürfe machen, wenn der Junge in seinen Leistungen nachläßt. — Andererseits verpflichtet die Anmeldung des Schülers, vor allem aber die Übernahme einer Rolle, ihn zu regelmäßiger und pünktlicher Teilnahme, zum Lernen des Textes und zur Mitarbeit in jeder Beziehung. Ich kann es nicht ändern, will es natürlich auch nicht, wenn manche Schüler — und ich glaube, es sind die meisten — gern zur Spielschar kommen. Es ist nur vorgekommen, daß Eltern diese Tatsache als eine gute Gelegenheit zum Strafen wahrgenommen haben. „Wenn du nicht spurst, dann darfst du eben mal vier Wochen nicht zur Spielschar gehen“, sagen sie. Gewiß, es war eine Strafe, aber auch für die anderen und den Spielleiter, der ja nie weiß, auf wen er sich verlassen kann. Das geht natürlich genau so wenig wie zu sagen: „Du darfst eine Woche lang nicht zur Schule gehen.“ Die Spielschar ist eine Schuleinrichtung, eine freiwillige zwar, aber eine, die zur Teilnahme verpflichtet, wenn man sich einmal dazu entschieden hat. Austritt allenfalls nach einer Aufführung, nicht aber mitten in der Probearbeit.

Aber noch ein Wort zur laufenden Arbeit! Als nächste Aufführung planen wir ein Stück, in dem Schüler aller Altersstufen mitwirken werden. Infolge des Entgegenkommens des Mädchengymnasiums kommen wir auch nicht in Verlegenheit bei der Besetzung der weiblichen Rollen, was mich immer zu besonderer Dankbarkeit verpflichtet. Wir begannen also mit den Proben der Kinderszenen im Januar und gehen jetzt dazu über, die Rollen der Erwachsenen mit den Mitgliedern der Arbeitsgemeinschaft „Bühne“ aufzufüllen und sie in die Probenarbeit zu übernehmen. Hinsichtlich des Bühnenbildes haben wir diesmal besondere Pläne, die wir aber noch nicht verraten können, da sie einerseits Überraschung werden sollen, andererseits auch noch nicht ganz ausgereift sind.

Auch technisch wollen wir uns noch vervollkommen. Die Beleuchtung ist noch nicht so, wie wir sie uns wünschen. Zwar haben wir jetzt eine Telefonleitung von der Beleuchterkabine zur Empore, eine unschätzbare Verbesserung, deren Wert nur der ermessen kann, der sich mit so etwas beschäftigt hat. Die Apparate sind eine Schenkung eines Schülervaters. (Bei dieser Gelegenheit: Vielen Dank!!!) Jedoch reicht das Licht noch nicht aus. Wir müssen große Scheinwerfer haben. Aber wir sind zuversichtlich.

Potratz.

„Carmina Burana“

AUFGEFÜHRT MIT HILFE UNSERES SCHULCHORES

Hier soll keine Kritik entstehen, wie man sie ja doch in jeder Tageszeitung besser lesen kann. Ich will lediglich von uns schreiben, die wir bei der Aufführung Mitglieder des großen Chores waren.

Herr Studienrat Klemm wollte das Werk eigentlich mit dem Gemischten und dem Männerchor einstudieren. Der Männerchor sagte ab, doch da war es schon zu spät. Die Veranstaltung stand bereits auf dem Programm des Kulturkreises. Was war also zu tun? Der einzige Ausweg blieb der Schulchor. Die meisten Jungen waren auch von der Idee begeistert, und so gab man sich ans Proben. Nach der Aufführung die „Wunderuhr“ wurde der Chor noch durch mehrere Neuzugänge verstärkt, und so war eine ganze Reihe von Gymnasiasten, die freitags abends im Gemeindehaus mit dem Gemischten Chor zusammen probten. Bis halb zehn, dann durften „Klemms Jungens“ nach Haus, während der Gemischte Chor noch unentwegt weiter probte. Das „nach Haus“ ging aber meistens über einen Umweg vor sich, das kann jeder bezeugen, der freitags abends einmal seinen Fuß in die Milchbar setzte. Alles überfüllt. Natürlich waren auch die Mädels des Gemischten Chors dabei, denn man konnte ihnen ja nicht abverlangen, erst um zehn

oder gar halb elf nach Hause zu kommen. Das war aber eigentlich das Schöne an der Sache, daß wir nicht nur zusammen sangen, sondern auch nach dem Singen zusammen blieben und uns irgendwie zusammengehörig fühlten. Das ging dann so weiter, Freitag für Freitag, bis schließlich der Tag der Generalprobe herangerückt war. Für viele war es das erste Mal, daß sie mit einem großen Orchester sangen. Natürlich ging alles schief. Es klappte so schlecht wie noch nie, so daß Herr Klemm für Sonntag morgen noch eine Probe ansetzen mußte. Und siehe da, auf einmal ging es, es ging sogar besser, als wir jemals erwartet hätten. Alle waren zufrieden und taten ihr bestes, trotz Klassentag, den einige am Abend vorher gefeiert hatten.

Die Aufführung am Abend wurde dann zwar nicht so gut wie die Generalprobe, doch ich glaube, wir dürfen zufrieden sein mit dem, was wir geschafft haben. Nach dem Applaus des Publikums ging's aber auch schon los. „Mach daß du weg kommst, besorg uns einen Platz!“ Und einige junge Herren schritten mit Siebenmeilenstiefeln in Richtung Lindenhof. Dort wurde dann der Kehraus gehalten, und man soll einige dort noch in den frühen Morgenstunden gesehen haben. — jo —

Ein offener Brief

Höhere Konfessions-Schule?

Sehr geehrter Herr Schuhmacher!

Ich kenne Sie persönlich nicht und gehöre auch nicht zu dem Kreis der Lehrer, die Sie zu Beginn Ihres Aufsatzes in Nr. 3 Jg. 1954 von „Schwarz auf Weiß“ in etwas unschöner Weise ansprechen. So fühle ich mich unbelastet genug, zu Ihrem Aufsatz ein paar Zeilen zu schreiben.

Ich teile mit Ihnen das tiefe Bedauern über die weltanschauliche Zerrissenheit unseres Volkes — eine Erscheinung, die aber wohl in der westlichen Welt allgemein ist — und damit auch seiner höheren Schule. Denn das ist doch wohl das Schicksal des „Abendlandes“ seit der Reformation und noch mehr seit der Emigration breiter Massen unseres Volkes im 19. Jahrhundert aus dem christlichen, ja sogar dem kirchlichen Raum. Die Folgerung, daß die bestehende Form der höheren Schule einem allgemeinen Erziehungsanspruch nicht mehr genüge und im Grunde nur der Vermittlung naturwissenschaftlicher und, in einem beschränkten Maße auch, geisteswissenschaftlicher Erkenntnisse diene, nicht aber der Bildung des Charakters und der Weltanschauung, — diese Folgerung wäre zutiefst zu bedauern. Besitzen wir doch durch alle Schichten, Stände und Stämme des deutschen Bundeslandes noch sehr viel Gemeinsames, das zu gemeinsamer Erziehung in einer simultanen Schulform berechtigt. Ich meine dies:

Wir alle sind Deutsche. Und wenn wir auch schwer unter den Fehlern der Vergangenheit zu leiden und an ihnen zu tragen haben, so wollen wir doch nie die Erinnerung an die großen Epochen der deutschen Geschichte, an die großen Schöpfungen der deutschen Kunst und der deutschen Philosophie und Wissen-

schaft fallen lassen, sondern sie, gerade bei unserer jetzigen Armut, als unveräußerlichen Besitz eines inneren Reichtums den Generationen weiterreichen, die nach uns kommen, so, wie es alle anderen Kulturnationen voll berechtigten Stolzes auch tun.

Sodann: Wir alle lieben die Wahrheit: Es heißt die charakterliche Grundlage aller künftigen Arbeit legen, wenn wir unsere Jungen zur Wahrhaftigkeit als dem obersten sittlichen Prinzip aller geistigen Arbeit erziehen. Gelingt uns dies, so geben wir der Universität junge Deutsche, die kritisch denken und verantwortlich handeln können.

Sodann: Wir alle lieben die Toleranz, jene echte menschliche Duldung, ohne die wahre Demokratie nicht sein kann; die die Überzeugung des Nächsten achtet und erträgt, indem sie ihm das gleiche Recht der selbständigen Meinungsbildung zubilligt wie sich selbst. Wo aber gäbe es eine glücklichere Schulung in solchem Geiste als in der gegenwärtigen Gestalt der höheren Schule, in der gerade im Mit- und Nebeneinander der verschiedenen Weltanschauungen, im ehrlichen Kampf der Meinungen der junge Mensch sich des Organs selbständig zu bedienen lernt, das Gott ihm als das ihn von der Tierwelt unterscheidende mitgegeben hat, seiner Vernunft. Und wenn mancher dabei auch Irrwege oder Holzwege geht, — wer von uns hätte ohne Irrtum gelebt? „Es irrt der Mensch, solange er strebt“, d. h. solange er um geistige Erkenntnis ringt; das aber möge er tun, solange er auf Erden lebt.

Ein Glaskasten? Die Simultanschule? Oder die Konfessionsschule? — Ach, wären Sie doch einmal in manchen Klassen

Im Frühling
kann man wieder ...

Während dies geschrieben wird, tut das Wetter noch so, als sei es Winter. Aber wir wissen: „... es muß doch Frühling werden!“ Wir spüren es: Die Strahlen der Sonne werden wärmer, der Schnee schmilzt, und wir bekommen nasse Füße. Vorzeichen des Frühlings.

Also, der Frühling kommt. Das läßt sich nicht leugnen, und außer verbissenen Wintersportlern freut das einen jeden; denn ... Ja, was kann man im Frühling nicht alles wieder! Es ist nicht auszudenken. Die Natur lacht. Auch in den Häusern wird es wärmer. Man braucht keine Kohlen mehr nach oben zu schleppen. Man braucht nicht mehr so viel anzuziehen und kann hutlos gehen. Man bekommt Osterferien, man wird sogar versetzt. Was will man noch mehr (wenn es nicht regnet)!

Aber man kann im Frühjahr noch mehr veranstalten als bloße Osterferien. In den Osterferien kann man zum Beispiel — wandern (nicht nur spazierengehen). Aber das Wandern stirbt aus. Das ist ein Zeichen unserer Zeit, also mithin auch des Frühlings. Für das Reisen per Anhalter ist es noch zu früh, wenn es Spaß machen soll. Das kommt erst wieder im Sommer. Im Omnibus geht es schon besser im Frühling. Ist zwar teurer, aber auch bequemer als per Anhalter; denn man braucht nicht an der Landstraße stehn und sich dem Arm lahm winken.

Omnibus? — Eigentlich wäre das Motorrad mein Ideal. Das ist eine Mutprobe, und man „schafft“ ganze Landschaften an einem Vormittag. Solch ein Ding ist aber zu teuer. Deshalb, wenn es eben sein muß: das Fahrrad. Es entwickelt leider zu einseitig die Oberschenkelmuskulatur und verwandelt den Menschen in zwei Beine.

Der Omnibus und das Motorrad sind totalitär. Der Omnibus schafft den geselligen Menschen, den Gemeinschaftstyp aller Sitzenden. Das Motorrad entwickelt die Gewaltnatur, den Eroberer der Landstraße, den stürmischen Individualisten. Die Elite setzt sich aus Individualisten zusammen. Ich bin für die Elite, also fürs Motorrad. Man ist da völlig auf sich gestellt und nur auf den Sattel gesetzt.

Wir Radfahrer sind verhinderte Motorradfahrer, von wegen der Preise. Aber wandern? Zu Fuß wandern? Gibt es das noch? Ist das nur etwas für Unmoderne?

Im Frühling kann man wieder. Ja, sogar wandern kann man wieder, und wenn es nur einen halben Tag ist, man kann. Und man sieht etwas dabei (wenn man nicht wandert, um Fußgängerrekorde zu brechen). Man merkt dann vielleicht nicht nur, daß die Natur erwacht, man sieht es.

Der Motorradfahrer, der Radfahrer, der im Omnibus sehen auch. Fragt sich nur, was. Übrigens hat es nicht viel Zweck, Romane darüber zu schreiben. Man muß das alles mal erlebt haben. Im Frühling ausprobieren, wenn man wieder kann! Wohl gemerkt, es war hier nicht von Schulwandertagen die Rede. Das ist noch ein Kapitel für sich. — sch —

in einer unserer Philosophie- oder Deutschstunden der Oberstufe, in einer der Diskussionsstunden, in der Spielschar! Oder haben Sie das Pech gehabt, einer Klasse anzugehören, in der nicht um letzte Fragen gerungen worden wäre? Dann hätten Sie allerdings das Schönste versäumt in ihrer Schulzeit.

Ihr Dr. Kerber.

Es scheint Ernst zu werden

Die sogenannten „Verträge“ sind vom Parlament gebilligt worden. Das ist nicht unwichtig, und zumal Mitgliedern der Jahrgänge um 1936 dürfte es nicht ganz gleichgültig sein. Doch die Tatsache bleibt bestehen, daß es eine ganze Anzahl solcher „Mitglieder“ gibt, die (anscheinend?) nicht begreifen können, daß auch sie das in etwa doch angeht.

Dabei läßt sich nicht leugnen, daß sie die wichtigsten Augenblicke bereits verpaßt haben. Die letzten, zweifellos „schönsten“ Augenblicke haben nur das gebracht, was seit einiger Zeit bereits feststand. Umsonst hat man sich ja wohl nicht in einem gewissen „Amte“ mit unserer militärischen Zukunft schon etliche Jahre beschäftigt. Deshalb gibt es auch kein Entrinnen mehr vor der einen Frage: Soll ich zum „Schwerte“ greifen oder nicht? (Das heißt, im Augenblick wird die Frage noch lauten: Bin ich gewillt, eine militärische Ausbildung zu genießen?)

Es hat sich gezeigt, daß die Beantwortung dieser Frage die Jugend in einige Lager spaltet; vorläufig im wesentlichen in drei Lager: Zum ersten gehören diejenigen, die allzu spontan ja sagen (08/15), zum zweiten die allzu eilfertigen Neinsager (Kriegsdienstverweigerer), zum dritten diejenigen, die sich ernstliche Gedanken darüber machen, unter Umständen ihr Gewissen befragen, um damit oft zu gar keiner endgültigen Entscheidung zu kommen. Sei dem, wie ihm wolle, eines Tages wird sich jeder so oder so einstellen müssen.

Daraus ergibt sich folgende Frage, die in Zukunft eigentlich mit an erster Stelle stehen müßte: Können wir die Dinge, obwohl sie schon ziemlich weit gediehen sind, noch irgendwie beeinflussen?

Nun, was kann man da noch viel beeinflussen? Die Verträge haben doch schon alles entschieden . . . Halt! Solltest du einmal dein Leben in westdeutschen Kasernen fristen müssen, ist es dir dann ganz egal, ob und wie du von deinem Vorgesetzten angebrüllt wirst? Solltest du den Kriegsdienst verweigern, ist es dir dann ganz egal, wie dich der Staat daraufhin ansieht und vielleicht auch mit dir verfährt?

Bitte, sagt man, wir haben ja das Amt Blank, das sich redlich bemüht, und im Grundgesetz steht geschrieben . . . und

An die, die nicht zu Worte kamen

Verzeiht mir, wenn ich mich einmal sichtbarlich in Angelegenheiten der Schülerzeitung bemerkbar mache! Im Impressum steht mein Name unter „Beratend“. Beraten will ich auch, aber diesmal nicht die Redaktion, sondern die Einsender. Viele nämlich möchten schreiben, wissen aber oft nicht über was.

Die Themen kann ich ihnen natürlich auch nicht angeben. Wenn man Augen und Ohren offen hält und gelegentlich über das Gesehene und Gehörte nachdenkt, so fallen sie vom Himmel. Sie sind dann einfach da. Das war's auch nicht, worüber ich sprechen wollte. Wesentlich ist mir Folgendes:

Die Redaktion bekommt immer wieder Einsendungen, die sie aus verschiedenen Gründen nicht abdrucken kann. Die Einsender sind dann meist höchst gekränkt.

deshalb brauchen wir darum keine Angst zu haben. Das sagt man heute. Man mag sicher aber in etlichen Jahren nicht ob der Entwicklung gewisser Dinge wundern, um dann etwa noch zu behaupten: Ich bin ja nicht gefragt worden.

Nein, wir sind gefragt, jetzt; und zwar ziemlich ernst, gerade die Jugend. Bemühen wir uns wirklich, Wege zu finden, wie unsere Meinung zu denen gelangen kann, die sie angeht (wenn es eben auch nur eine jugendliche Meinung ist)?

Oder ist es vielleicht etwa doch schon so weit, wie neulich jemand sagte und auch schrieb: „Mit einem solchen „Thema“ kann man ja heutzutage keinen Hund mehr hinter dem Ofen hervorlocken!“? — sch —

„Immer klagt ihr, ihr bekämet zu wenig Beiträge. Jetzt gebe ich euch was, und ihr nehmt es nicht. Ihr wollt also doch nur eure eigenen geistigen und schriftlichen Absonderungen gedruckt sehen.“ Das ist das unausbleibliche und zum Teil verständliche Argument.

Es ist die Aufgabe der Redaktion, aus der „Fülle“ der Einsendungen das Beste herauszusuchen. Sie ruft also nicht nach Beiträgen, die um jeden Preis abgedruckt werden sollen, sondern sie ruft nach der Fülle, die nur selten da ist. Wenn dann ein Artikel abgelehnt wird, so muß sich der Schreiber sagen, daß eben Besseres vorlag. Er soll dann nicht persönlich empfindlich sein und auf schlechtem Papier kaum leserliche Schimpfereien loslassen, sondern sich selbstlos freuen, daß sich sogar noch Besseres findet als sein eigenes schon so sehr gutes Erzeugnis. (Ist das nicht schön gesagt?).

Viele werden aber folgendes einsehen: Da schreiben Schüler über ihren gehabten Ärger. Einer ist eingetragen worden und empfindet den Eintrag als Ungerechtigkeit. Er schreibt also einen Brief an die Schülerzeitung, mit „Kommentar“. Was ist damit gewonnen? Glaubt er die andern Schüler interessieren sich für seinen Eintrag? Dazu ist das Geschehnis zu alltäglich. Also der Kommentar?! Diesem Schüler liegt, wie er schreibt, sehr viel an der Verbesserung des Lehrer-Schüler-Verhältnisses. Sein Brief soll diesem Ziel dienen. Er bewirkt aber das Gegenteil. Jedem Beispiel dieser Art könnten wir Lehrer Dutzende entgegensetzen. Das Verhältnis wird nicht gebessert, indem man sich gegenseitig die Schuld zuschiebt, wenn es mal irgendwo nicht klappt, wenn man aufreißt, wo man überbrücken sollte, wenn man hetzt, wo man beruhigen müßte.

Ein anderer meint, das, was in einer Stunde durchgenommen wurde, habe nichts mit dem Wesen des Unterrichts zu tun. Er hätte lieber etwas anderes gehabt. Also? Einen Brief geschrieben an die Schülerzeitung, damit sie den Lehrer zur Ordnung rufe, daß er das tue, was der Schüler für richtig hält.

Das geht nicht, liebe Freunde. Das Leben besteht aus vielen kleinen Ärgern und einigen großen. Die kleinen Ärgere erledigt man am besten mündlich und unter vier Augen. Sonst kann man leicht einen großen daraus machen. Das ist nicht der Sinn der Schülerzeitung.

März 1955



DIREKTE
VERBINDUNG:

Solch ein Zettel hing dieser Tage an der Tür des Lehrerzimmers. Wozu braucht Dr. Klingen Arrestanten? Nun, er will mit ihnen das frühere Photolabor hoch oben unterm Dach neben Raum 47 von dem aufbewahrten Gerümpel befreien, damit wir dort unseren angekündigten Kurzwellensender aufbauen können. Die Lage des Raumes ist vorteilhaft. Anschlüsse für Strom sind genügend vorhanden, ein Zugang zum flachen Dach, wo wir unsere Antennenanlage einrichten werden, ist ebenfalls gegeben.

Zu unserem Sender fehlen noch 3 Stufen, nämlich ein Verdoppler für das 20- und 10 m-Band, sowie 2 Leistungsstufen.

Fertiggestellt haben wir verschiedene Meßgeräte, Empfänger, Sendersender, Puffer, Verdoppler, sowie umfangreiche Nieder- und Hochspannungsnetzteile.

Wir glauben, Anfang April unsere erste Sendung geben zu können, und wollen dabei versuchen, daß unsere erste Verbindung mit andern Funkfreunden eine verabredete Sendung mit der KW-Station des Helmholtz-Gymnasiums in Essen sein wird, vielleicht ein Gespräch von Direktor zu Direktor. Wir sind dann das zweite Gymnasium in Nordrhein-Westfalen und die erste neusprachliche Schule überhaupt, die einen KW-Sender betreibt.

Ranke, Oberprimaner a. D.

Potratz.

NEUE BÜCHER

Wir stellen die zuletzt erschienenen Taschenbücher vor:

FISCHER-BÜCHEREI,

Fankfurt/M — Hamburg 1,90 DM

Nr. 73: J. Hartmann, Das Geschichtsbuch.

Dieses Büchlein gibt Aufschluß über alle wichtigen historischen Ereignisse von Anbeginn der Menschheit bis zur Gegenwart. Die Daten am Rande sind leicht auffindbar und können schnell eine genaue Orientierung über jedes geschichtliche Problem geben. Das heißt nicht, daß hier Zahlen beziehungslos hintereinandergereiht sind, sondern alle historischen Fakten sind hier in ihrem geschichtlichen Zusammenhang in Ursache und Folge wiedergegeben. Vor allem für Schüler scheint dieses Taschenbuch ob seiner Kürze und Straffheit des dargebotenen Stoffes sehr geeignet.

FORUM-TASCHENBÜCHER, Forum-Taschenbuch-Verlag, Frankfurt — Wien 1,95 DM

Nr. 7: Hans Fallada, Kleiner Mann — Großer Mann.

Gekönte Unterhaltungsliteratur wie alle Falladaschen Romane, amüsant geschrieben und schnell zu lesen. Das liebe (oder in diesem Falle böse) Geld greift in das Leben des „kleinen Mannes“ in Gestalt einer Millionenerbschaft ein. Die Komplikationen übersteigern sich, nicht ein „kleiner Mann“ hat jetzt viel Geld, sondern das Geld einen „kleinen Mann“, und das ehemals so glückliche (wenn auch bescheidene) Familienleben scheint endgültig zerstört, bis endlich die resolute Gattin doch alles noch zu einem glücklichen Ende führt.

Nr. 8: Selma Lagerlöf, Das heilige Leben.

Schwedens berühmteste und in Deutschland sehr beliebte Dichterin Selma Lagerlöf erzählt hier die Geschichte oder besser Nachgeschichte der Nordpolexpedition Sven Exnersons. Den heiligen Wert des menschlichen Lebens zu zeigen, ist der Sinn dieser so wundervoll einfachen Erzählung, die durch die Art, wie uns schwedisches Land und schwedische Menschen begegnen, zu einer echten Volksdichtung wird.

Nr. 10: Friederike Manner, Lesen — aber was!

Dieser Literaturführer versucht, ohne eine Literaturgeschichte zu sein, einen Überblick über „das gute Buch“ aller Zeiten und Völker, vor allem aber der Gegenwart, zu geben. In sehr persönlichem Plauderton will Friederike Manner, die sich selbst schriftstellerisch betätigt, dem Leser „ein Gefühl“, wie sie sagt, für die gute und wertvolle Literatur in der Fülle der heutigen Bucherscheinungen geben und seinen Blick für das Bleibende schärfen. Über 500 bedeutende Autoren werden in diesem immerhin über 300 Seiten starken Taschenbuch in chronologischer Reihenfolge behandelt und in oft recht eigenwilliger Weise und einer Fülle von Zitaten kenntnisreich und verständnisvoll vorgestellt.

KIWI-TASCHENBÜCHER, Kiepenheuer & Witsch, Köln, (Reihe Literatur) 1,50 DM

Nr. 15: Evelin Waugh, Die schwarze Majestät.

Der Rassegegensatz Schwarz — Weiß ist der dichterische Vorwurf des in Deutschland vor allem durch sein Buch „Eine Handvoll Staub“ bekanntgewordenen englischen Konvertiten Evelin Waugh. Der afrikanische Pseudostaat „Azanien“ ist der

Schauplatz, die schwarze Majestät Seth und die europäischen Gesandten die Verkörperung des Rasseproblems des „erwachten“ schwarzen Erdteils, dessen afrikanisches Wesen stärker ist als alle europäischen Errungenschaften. So muß der nach europäischem Vorbild errichtete Negerstaat „Azanien“ zu Grunde gehen, wenn auch dieser Untergang eher grotesk als tragisch ist.

Nr. 18: William Saroyan, Wesley's Abendfeuer.

Wieder ein Buch vom für uns aktuell gewordenen Soldatenleben, aber diesmal ganz anders. Diesmal hat sich nämlich ein Dichter und nicht ein „Kriegssachverständiger“ dieses so beliebt-berühmten Stoffes angenommen. Denn was man sonst so geboten bekommt: „Die Nackten und die Toten“, „Verdammt in alle Ewigkeit“ (was hiervon begeistert hat, war die Filmmusik) und „08/15“!

Wer ein Gefühl hat für die heitere Ironie des Amerikaners William Saroyan, dem wird diese Geschichte des Soldaten Wesley Jackson nach diesem „anderen“ ein Genuß sein.

Nr. 23: François Mauriac, Die schwarzen Engel.

Dieser vielleicht bedeutendste Roman des katholischen „Psychiater-Dichters“ aus Frankreich zeigt wie auch sein im folgenden besprochenen Roman „Fleisch und

Blut“ (rororo) die faszinierende Fähigkeit des Dichters, die Seele des modernen Menschen zu analysieren und zu zerlegen, zu zerlegen in die beiden von ihm gesehenen Teile, das sündige Fleisch und den erhaltenen Glauben. Das Faszinierende ist natürlich nicht, daß er diese beiden Teile sieht, (diese Sicht des Menschen ist uralte) sondern wie er diese Pole aufzeigt, mit welcher „grausamen“ Genauigkeit er diese gegensätzlichen Kräfte des Menschen herauschält aus dem unwirklichen und verdeckten Grau des Alltags und der Gesellschaft.

LIST BÜCHER,

Paul List Verlag, München 1,90 DM

Nr. 45: Alexis Carrel, Der Mensch — das unbekannte Wesen.

Ein Naturwissenschaftler hat dieses Buch über den Menschen geschrieben, nicht ein Philosoph. Es ist ein Buch der einfachen und genauen Beobachtung, ein Buch der biologischen und soziologischen Struktur des Menschen. Das existentielle Ergebnis: Der Mensch, „der Gipfel alles Geschaffenen“, ist zugleich ein Fremdling in der von ihm selbst geschaffenen Welt. Alexis Carrel erhielt für dieses vieldiskutierte und sehr empfehlenswerte Buch den Nobelpreis.

Nr. 47: Rudyard Kipling, Das Dschungelbuch

Durch seine beiden „Dschungelbücher“ ist Kipling weltberühmt geworden. Diese Geschichte der innigen Verbundenheit von Mensch und Tier, der so oft unterschätzten Geringfügigkeit des Abstandes des „homo sapiens“ von aller Tierwelt ist von einer zeitlosen Tiefe und Gültigkeit. Sie ist ein Epos des Lebens, unvorbelastet von aller Kultur und Zivilisation, ein Epos der Elemente alles Lebendigen, die den Menschen für immer an seine dunkle Vergangenheit

WIDER DEN *Destructionstrieb!*

„Baut uns Schwimmbäder“ verkünden die mahnenden, ja eher befehlenden Worte eines Plakates in einem unserer Klassenzimmer. „Schafft uns eine trockene Abstellmöglichkeit für unsere Fahrräder,“ war die Bitte, die vor längerer Zeit laut wurde. Beide Forderungen klingen gleich, doch nur eine wurde verwirklicht. Auf Freibäder warten wir immer noch, der Fahrradständer aber wurde in einer verhältnismäßig kurzen Zeit angeschafft. — Zuerst standen die Drahtesel unter einem windschiefen Holzdach, bis der neue Ständer eintraf. unten grau lackiert, obenher verzinkt. Man konnte sein Stahlroß schon mit Beruhigung in diesem freundlich aussehenden Fahrradrestaurant abstellen, wo jeder Gast seinen eigenen Platz innehatte, ungestört vom Nachbarn. — Als einige Zeit später der Bau der neuen Klassen hochgetrieben wurde, demontierte man den Fahrradständer, um ihn nach der Bauperiode in einer schöneren Umgebung wieder aufzurichten. Diesmal entstand kein Restaurant, sondern ein modernes Fahrradhotel, wo sich die treuen Begleiter der Oberschüler jeden Tag volle fünf oder sechs Schulstunden ausruhen konnten, geschützt vor jeglichen Witterungseinflüssen. Ja, wir hatten unsern Willen erreicht. Der freundliche, weißgetünchte Raum mit seinen umwickelten, kalkbepuderten Heizungsrohren und den hellen Fenstern ohne Griffe erfreute nicht nur die Fahrradbesitzer, nein, auch Raucher, Skatenspieler und andere sportsuchende Elemente fanden sich bald an der lichten Stätte

ein und machten sie zu einem verlassenen, schmutzigen Kampfplatz. Sämtliche Rinnen zum Einstellen der Räder sind verbogen oder von ihren Verschraubungen gebrochen und dienen jetzt den springenden Schülerbeinen als passende Abprunnglegenheit. Die Fahrräder meiden den Ort, vielleicht ist auch das Winterwetter schuld daran. Jedoch werden sie die ersten sein, die ihren Vormittag wieder woanders fristen müssen, denn die Sportler werden den Fahrradkeller vorläufig noch als Schlagballhalle benutzen. — Die Fähigkeit des Schülers, Geräte und Mittel zum Zerstören zu erfinden, ist unfafßbar. Dem Untergang des Fahrradständers — er war mit der beste, wenn auch nicht der größte, der oberbergischen höheren Schulen — werden noch andere, von uns gewünschte, Einrichtungen folgen, das ist sicher. Kein Klappsitz oder Türschloß ist so haltbar gebaut, als daß ein paar Schülerhände ihren Untergang nicht hervorrufen könnten. Natürlich sind nicht alle der Zerstörungswut verfallen, manche sorgen sogar für das Gegenteil, in diesem Falle für die momentane Erhaltung. — Der Endeffekt aber bleibt derselbe: Schüler fordern etwas Neues und zerstören es wieder; der Schaden ist für uns am größten. Wer mit dem Vernichten des Schulinventars den Zweck verfolgt, Mitschülern zu imponieren und seine Lehrer zu ärgern, wird hoffentlich ein Anfänger in seinem undurchsichtigen Geschäft bleiben.

J. Hausmann Ulla

des Animalischen binden und ihn vielleicht einmal retten werden vor dem Sprung ins Unerkennbare, vor dem er zu stehen scheint.

Nr. 48: Ferdinand Ossendowski, Tiere-Menschen-Götter.

Ossendowski, der in Sibirien im Dienste russischer Regierungen höhere Stellungen innegehabt hat, berichtet mit der Gewissenhaftigkeit eines Wissenschaftlers von den Ländern, die er unter außerordentlichen Umständen durchquerte. So sind der Schilderung seiner Erlebnisse und Beobachtungen Voraussetzungen gegeben, die sie über den Rahmen gewöhnlicher Reiseberichte hinausheben.

Nr. 49: Manfred Hausmann, Lampoon küßt Mädchen und kleine Birken.

Diese Landstreichergeschichte Manfred Hausmanns aus dem Jahre 1928 ist in ihrer Thematik des Landstreicherlebens stark angelehnt an die Hamsun-Romane um 1910, wie „Gedämpftes Saitenspiel“ oder „Die letzte Freude“. Der Vagabund Lampoon ist einer von wunderbarer Frische, jedoch im Gegensatz zu Hamsun häufig erschreckender innerer Unberührtheit in seinem Leben der Losgelöstheit und Freiheit. Josef Nadler sagt in seiner Literaturgeschichte: Er verkörpert den letzten und äußersten mystischen Gedanken aller Zeiten und Religionen: Aller Dinge bloß und ledig werden.

Nr. 50: Ernst Jünger, Afrikanische Spiele.

Das Thema dieser autobiographischen Erzählung, die der Autor zuerst „Die letzte sentimentale Reise“ nennen wollte, ist der zuletzt mißglückte Ausbruchversuch, den der Knabe vor dem ersten Weltkrieg in die Fremdenlegion nach Afrika unternimmt. Diese jugendliche Eskapade, die im Grunde das Abenteuer, das „gefährliche Leben“ sucht, wird in einem Ton innerer Belustigung und Ironie und einigen humorvollen Lichtern beschrieben. Der doppelte Reiz des Buches rührt daher, daß es einen Irrweg aufzeigt und zugleich den jugendlichen Zauber solchen Irrs unberührt läßt.

rororo-TASCHENBÜCHER, Rowohlt Taschenbuchverlag, Hamburg 1,50 DM

Nr. 137: Peter Freuchen, Larions Gesetz.

Der Ethnologe und Reiseschriftsteller Peter Freuchen entwirft in „Larions Gesetz“ ein kulturhistorisch interessantes, buntes Bild des Kampfes der Indianer Nordamerikas mit der weißen Zivilisation. Er führt so eine Tradition fort, die Cooper mit seinem „Lederstrumpf“ begonnen hat und die offenbar immer noch zu schriftstellerischer Gestaltung reizt.

Nr. 138: François Mauriac, Fleisch und Blut.

Der Nobelpreisträger François Mauriac gehört zu den bedeutendsten katholischen Schriftstellern Frankreichs. Immer wieder zeigt er in seinen Romanen den gläubigen Christen, der, in die Gesellschaft gestellt, seinen Glauben behalten und vertreten soll. Auch in „Fleisch und Blut“ stehen sich Fleischesbegierde und Geist des Glaubens gegenüber. Claude, der Held des Romans, muß diesen Gegensatz in sich meistern und leben zu können. Mit unglaublicher psychologischer Schärfe durchdringt Mauriac die Charaktere seines Romans, nüchtern und kalt. Er will die heutige Zeit entlarven. Ob aber das, was er hinter der Maske zeigt, die er rücksichtslos herunterreißt, die Wahrheit ist?

Nr. 139: Hans Ruesch, Rennfahrer.

Die Geschichte des Rennfahrers Lester, der seiner Karriere skrupellos alles zu opfern bereit ist. Man merkt, daß der Verfasser, selbst ehemaliger Rennfahrer, mit der Ma-

ferie vertraut ist und die zu diesem Stoff nötigen Kenntnisse besitzt. Ein unterhalten-des und gewiß auch interessantes Buch, jedoch kaum von dichterischem Wert.

ULLSTEIN BÜCHER, Verlag Das goldene Vlies, Frankfurt/M. 1,90 DM

Nr. 39: Hans Sedlmayr, Verlust der Mitte.

Die trostlose Situation des heutigen Menschen, die scheinbar unaufhaltbare Katastrophe, versucht dieses Buch des auf der Universität München lehrenden Kunsthistorikers Hans Sedlmayr durch die Kunst des 19. und 20. Jahrhunderts als Ausdruck unserer Zeit zu erkennen. Man mag zu diesem Buche stehen, wie man will, uns scheint es außerordentlich bemerkenswert und sehr zu empfehlen. Natürlich ist ein „Mensch ohne Mitte“ kein sehr erwünschtes Konterfei, jedoch ist dieses Buch mit solchem inneren Eifer und erster Leidenschaft geschrieben, daß der Leser unwill-

kürlich mitgerissen wird. Ob es jedoch zu der Wirkung kommt, die der Autor erhofft, wenn er sagt: „Diese ganze Diagnose des Zeitalters wird wirksam nur, wo man sie benutzt, um sie auf sich selbst zurückzuwerfen, sich zu erkennen und zu verändern“, erscheint uns fraglich.

Nr. 40: Dr. med. Flanders Dunbar,

Deine Seele — Dein Körper (Psychosomatische Medizin)

Ein Bericht über die neurotischen Ursachen vieler Krankheiten und die Möglichkeiten, diese zu heilen. Das Vorwort leitet die Verfasserin ein mit den Worten: In diesem Buch wird erzählt, wie Leute zu Patienten werden, wie sie wieder gesund werden können und auch, wie sie davon verschont werden können, wieder oder überhaupt krank zu werden. Die Ursache vieler Krankheiten sei im Innern des Menschen zu suchen. Das Bewußt zu machen, sei die Aufgabe dieses Buches.

Antwort auf den Artikel

„Es lebe die Sturheit!“

Lieber Isaak!

Hab' Dank für Deinen Brief. Aber weißt Du, das mit der Sturheit hat mich mächtig gekränkt, denn Du mußt wissen, daß ich auch diese „Sturenschule“ besuche. Ich gehöre obendrein zu den Quertreibern, die ab und zu Artikel für „Schwarz auf Weiß“ einreichen, nein, besser einzureichen versuchen, denn noch nie ist einer gedruckt worden. Mein erster Artikel für den Feuilletonteil wurde mit der Begründung „Überangebot“ abgelehnt. „Vielleicht das nächste Mal“ hieß es. Vom Chefredakteur so abgeblitzt, zog ich es vor, mein nächstes Produkt, ein Artikel über (???) meinen Lebensstandart, einem der Sous-Redakteure anzubieten. „Ja, Hugo,“ sagte er, „ich sage Dir umgehend, wann Du ihn liefern kannst, sowas brauchen wir nämlich.“ Mag sein, daß die Leute langsam schalten, aber bis jetzt hat sich niemand mehr sehen lassen. Lustig, nicht? Das beste ist, ich werde auch jetzt stur.

Dein Hugo.

Erklärung für Unterbelichtete:

Ich lege keinen Wert darauf, meine Artikel hier abgedruckt zu sehen. Doch finde ich es sonderbar, daß einerseits um Einsendungen gebeten wird, sie andererseits aber abgelehnt oder ignoriert werden. Sollte es doch so sein, daß die Redakteure am liebsten ihre eigenen Artikel lesen?

P. Schneppensiefen.

Einige Bemerkungen der Redaktion:

Wir bedauern, obigen Artikel nicht im Faksimile wiedergeben zu können. Die „Entschlüsselung“ des Textes ist uns trotz Aufbietung aller graphologischen Kenntnisse (siehe im Text ???) nur unvollkommen gelungen.

Grundsätzlich ist zu bemerken, daß manche Leute offenbar nicht über genügend Kenntnis der Aufgaben einer Redaktion verfügen. Sonst würde es wohl kaum zu dem Ergebnis gekommen sein, „die Redakteure lösen am liebsten ihre eigenen Artikel.“ Eine Redaktion kann sich eben nicht erlauben, ihren Lesern und der Öffentlichkeit alles vorzusetzen, was ihr irgendwie eingereicht wird. Es gibt vor allem für die Schülerzeitung gewisse Grenzen, die man (manchmal leider Gottes)

wahren muß. Ja, schon auf Grund bisher erscheinener Artikel glaubten gewisse Leute, feststellen zu müssen, die Zeitung werde verantwortungslos redigiert (in Bezug auf die Öffentlichkeit) und zeige eine ausgesprochen negative Tendenz, wobei man offensichtlich „negativ“ mit „kritisch“ verwechselt hat. Wir haben diese Äußerungen mit Bedauern zur Kenntnis genommen, zumal unsere Arbeit ein freiwilliger Beitrag zur Gestaltung des innerschulischen Lebens von der Schülerschaft her sein will, eine Arbeit, die wir zwar gern tun, was aber doch nicht heißt, daß sie besonders leicht fällt.

Und noch etwas: Wir sind für jede offene und sachliche Kritik dankbar. Das gilt auch für den obigen Artikel! Aber wir verzichten gern auf jene Kritik der „Hinterhöfe“, von der wir nur vom „Hörensagen“ her Kenntnis erhalten. Wir ziehen dieser Methode eine offene Aussprache vor. - ha

Interne Nachrichten

Für das Schuljahr 1955/56 wurden 82 Schüler in die Sexta aufgenommen.

Die Sexta wird in zwei Klassen geteilt werden, von denen die eine in Latein, die andere in Englisch als erster Sprache unterrichtet wird.

Im nun abgelaufenen Schuljahr 1954/55 erhielten 35 Oberprimaner das Zeugnis der Reife.

Es wird für unsere Leser interessant sein zu erfahren, welche Hauptberufsgruppen die Abiturienten gewählt haben.

| | |
|-----------------|-----|
| Ingenieurberuf: | 25% |
| Jurist: | 14% |
| Philologe: | 9% |
| Wirtschaftler: | 8% |
| Verwaltung: | 8% |

Studieren wollen 83%
davon auf der Universität 57%
davon auf der TH. 43%

St. Ass. Dr. Leo Klengen promovierte Ende Februar in Göttingen zum Dr. phil.

StR. Dr. Schuster und OStD. Wenn werden Ostern in den Ruhestand treten.

Hurra! ALLE NEUN!

„Wir sind die KS, KS, KS, KSCLer, die Obersekunda, die ist auf Draht!“ So singt es einmal im Monat an einem Freitagabend ein stimmungswalliger Kegelchor mit starkem westfälischem Akzent beim Aufstieg aus dem Wiedenhof, um dann auf der Moltkestraße zu verstummen und sich in alle Richtungen zu zerstreuen. Was in den drei Stunden vorher geschehen ist, kann man nur dann richtig verstehen, wenn man dabei gewesen ist.

Das Ganze kam so: Im Herbst des vergangenen Jahres meinte einer von uns ganz beiläufig, wie es denn wäre, wenn man einen Kegelklub gründete. 14 Tage später rollte bereits die erste Kugel über die Bahn des „Wiedenhofs“, getrieben von einer kräftigen Hand und einem nicht weniger kräftigen Schluck „Atom“. Sie ging ins Aus und kostete den ersten Groschen für die Kasse. Es folgte eine zweite und eine dritte. Bald war alles wie zu Hause, bis auf den Riesenkrach, den man nur auf der Kegelbahn machen darf. Herrn Schramm, der uns die ersten Kniffe des Kegels in diesen Tagen beibrachte, störte das gar nicht, denn er ist als ältester Schiedsrichter Deutschlands viel Lärm gewöhnt. Wir möchten ihm an dieser Stelle noch einmal herzlich für seine Mühe danken, er war wirklich für uns der geeignetste Lehrer. (Lobende Erwähnung fand er übrigens auch in unserem KSC-Lied, das mittlerweile ja hinreichend bekannt geworden ist.)

Heute sieht ein Kegelnachmittag bei uns etwa so aus: An langen Tischen sitzt ein rundes Dutzend Jungen, die das vielgeschmähte Alter der Halbstarke bereits

hinter sich gebracht haben, mit mehr oder weniger sachverständigen Mienen hinter noch sachverständiger dreinschauenden Maßkrügen (einer Union-Stiftung) bei lebhaftem Gespräch zusammen. Während Tünnes „wie besessen drauf auf das Klavier“ hämmert, erzählt man sich die neusten Witze, bohrt heimlich die Kugel und unterhält sich sogar ernsthaft über die Frage, wie man die Schule „anpacken“ soll (jawohl, ernsthaft). Immerhin bemerkenswert, daß man sich darüber Gedanken macht, vor allem dann, wenn man gar nicht immer wie ein Schüler aussieht. Ganz Zünftige bevorzugen in diesen Stunden eine Zigarre und verarbeiten die derart geschickt, das man den Kegeljungen, den man reihum selbst spielt (wegen der Bauchmuskeln und so . . .), oft kaum noch sieht.

Trotz dieser Zustände oder gerade deshalb besuchte uns kürzlich ein Lehrer mit dem Vorsitzenden der Schulpflegeschafft; die Herren äußerten sich durchaus aner-

kennend. Dagegen sind „ganz andere Kräfte“, die viel mehr vom Kegeln verstehen, überhaupt noch nicht erschienen. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, daß die Mitglieder des KSC ihre Schularbeiten samstags immer „da“ haben und deshalb Schwierigkeiten mit den Lehrern in dieser Frage unbekannt sind.

Das beweist nur zu deutlich, daß die KSCLer den Ernst, den sie trotz allem besitzen, genau da einsetzen, wo er am Platz ist, und im übrigen das Verlangen haben, wenigstens einmal monatlich im Kreise Gleichgesinnter die Schranken zu sprengen, die bei Fahrschülern, um die es sich in unserer Klasse in der Hauptsache handelt, besonders vorhanden sind. Und wenn das auch im Kegelklub geschieht, der in diesem Falle das Angenehme mit dem Nützlichen verbindet!

hgh

2. Vorsitzender des KSC.

Sie diskutieren

immer noch!

Vor längerer Frist haben wir an dieser Stelle bereits über die Diskussionsgemeinschaft unserer Schule berichten können. Darum hier nur einige ergänzende Worte.

Wenn auch die Zeit für Zusammenkünfte — Sonnabend 6. Stunde — und die Form der Arbeit — kein fester Teilnehmerkreis, sondern jeweils neue Einladungen an die Interessierten der Oberstufe — besondere Schwierigkeiten mit sich bringen, darf das Interesse als erfreulich rege bezeichnet werden.

Das zeigt sich an der Zahl der Teilnehmer, vor allem der aktiven Sprecher in der Diskussion. Das macht sich noch viel stärker in den mannigfachen Anregungen und Wünschen geltend, die immer wieder für den weiteren Ausbau der Arbeit vorgebracht werden.

Wie bisher verläuft thematisch und der Organisation nach die Arbeit verschiedenartig. Wünschenswert ist vor allem die Gegenüberstellung gegensätzlicher Standpunkte in Referat und Korreferat, wie wir es zu der Frage: „Sind gesellschaftliche Formen heute noch notwendig?“ besonders eindrucksvoll erlebten.

Daneben aber kommt der Gedanke der freien Meinungsäußerung und des gedanklichen Austausches untereinander bei der Diskussion im Anschluß an Referate zum Ausdruck. Auch hier haben wir recht Erfreuliches von Schülern und Gastrednern erlebt.

Unter den Herren, die uns durch Vorträge aus ihrem besonderen Wissensgebiet erfreuten, dürfen wir besonders Herrn Dipl. Ing. Stussig (Amerika von heute), Mr. Fox (Eindrücke v. einem Deutschlandaufenthalt) und Herrn Dr. Schlüter (Soziale Probleme in einem großen Betrieb) dankbar erwähnen.

Wir freuen uns über jede weitere Anregung zur Ausgestaltung der Diskussionsarbeit, besonders über konkrete Vorschläge von Themen und Rednern! Dr. Hankel.

WIR BRAUCHEN *Nachwuchs!*

Unser Zeitung wird bekanntlich von Schülern geschrieben, redigiert und herausgebracht. Habt ihr eigentlich eine Vorstellung, wie das alles vor sich geht? Der Chefredakteur teilt seine Leute ein, und dann kann jeder in seinem Bereich schalten und walten. Natürlich darf dabei nicht das Ziel aus den Augen verloren werden, der Zeitung zu dienen, und man darf nicht die Arbeit nur als Steckenpferd auffassen, mit dem man machen kann, was man will. Ihr habt ja im Verlauf des letzten Jahres gesehen, wie man eine Zeitung verbessern kann. Rein äußerlich erschien „Schwarz auf Weiß“ zuerst vervielfältigt, dann im Rotaprintverfahren und jetzt schließlich im Buchdruck. Das hat natürlich von allen Redaktionsmitgliedern viel Arbeit erfordert. Aber wir werden älter, und der größte Teil von uns tritt Ostern in die Oberprima ein. Damit ist dann das Ende unserer Arbeit für die Schülerzeitung sehr nahe gerückt. Natürlich darf durch unseren Weggang die Schülerzeitung keinen Schaden erleiden. Darum bitten wir alle

von euch, die Lust haben, für die Schülerzeitung zu arbeiten, sich mit einem der Redakteure, deren Namen ihr im Impressum lesen könnt, in Verbindung zu setzen. Wenn ihr befähigt seid, könnt ihr Redaktionsmitglieder werden.

Ich habe oben so viel von Arbeit geschrieben, daß euch vielleicht die Lust vergehen könnte. Aber es ist nun einmal so, wenn man für die Schülerzeitung tätig sein will, muß man arbeiten, muß man auch schon einmal eine Stunde opfern können, sonst hat es keinen Zweck. Aber trotzdem ist die Arbeit nicht das Entscheidende. Das Entscheidende ist die Freude, die man an dieser Arbeit hat. Ihr müß ja später in eurem Beruf auch arbeiten, aber trotzdem werdet ihr gerade euren bestimmten Beruf aus Freude an dieser Arbeit wählen. — jo —

„Schwarz auf Weiß“ Schülerzeitung des Städt. Gymnasiums G'bach. Chefredakteur: Heinz-Georg Halbe, (Ulbb), Engelskirchen, Schließbach 143 / Feature, Feuilleton: Hoffmann (Ulbb), Schneider (Ollbb), Eick (Ollbb) / Politik, Sport: Jost (Ulbb) / Graphische Gestaltung: Erhardt Gaube (Ulbb) / Anzeigen: Jost, Fischer (Ulbb), Heinen (Olla), Dr. Nagel / Beratend: StR. H.-J. Potratz. — Artikel, die mit vollem Namen gezeichnet sind, geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. „Schwarz auf Weiß“ ist Mitglied der „Jungen Presse“ — Druck: Friedrich Luyken GmbH, G'bach

Paul Schmiot

Seit 1891

Alpina-Uhren
Gold- und Silberwaren · Bestecke · Optik

Gummersbach, Kaiserstraße 28 · Ruf 21 23

Walter Hahne

Gummersbach

SCHULBEDARF

Buch-, Papier- und Schreibwarenhandlung
Sämtliche Schulbücher



Akkordeons

alle

Hohner und **Cantulia**

Modelle stets am Lager

ferner:

**Gitarren · Blockflöten · Noten
Schallplatten**

größte Auswahl · Kundenkredit · Teilzahlung

MUSIKHAUS JORETZKI, Gummersbach

Kaiserstraße 22

„Parkhaus“

Inh. Werner Pitton

Gummersbach

Am Omnibusbahnhof · Telefon 2678

BÜRGERLICHE KÜCHE · GEPFLEGTE GETRÄNKE

Ernst Frerich

Dieringhausen, Königstraße 5

Spezialgeschäft für

Foto-Kino-Projektion

Krawinkel & Schnabel

STREICHGARN-SPINNEREI

W. & A. Schnabel

STRICKWAREN UND WUNDA HANDSTRICKWOLLE

GUMMERSBACH RHLD.

Emil Gronenberg

BUCHHANDLUNG

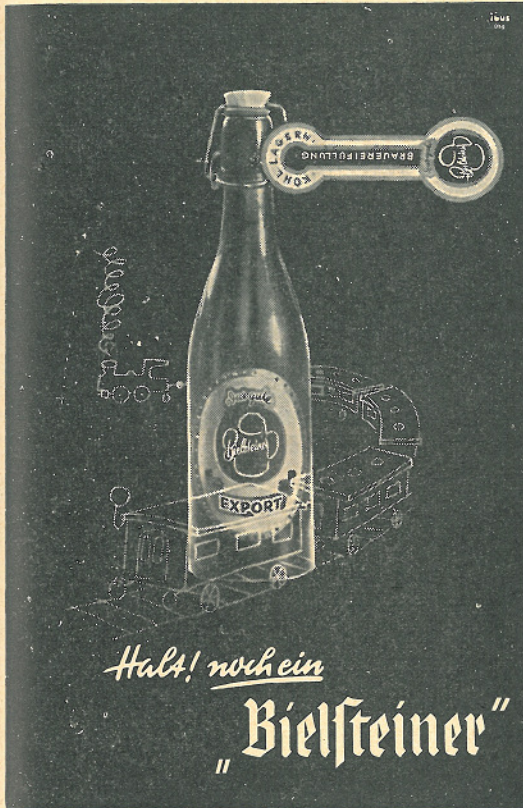
Lieferung sämtlicher Schulbücher
und Schulartikel

Restaurant „Wiedenhof“

GÜNTER PURRMANN

**BUNDESKEGELBAHN
GESELLSCHAFTS-ZIMMER**

GUMMERSBACH/RHLD. · Telefon 3140



Hotel Hüländ

ADOLF HULAND
DERSCHLAG / RHLD.

Das Haus für gemütliche Feiern
und Klusentage.

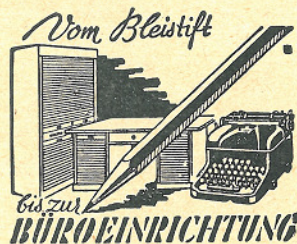
Modern eingerichtet.

Optik bringt Freude!

Feldstecher · Mikroskope · Barometer
Theatergläser · Lupen · Kompass

Brillen-Löwe Augenoptikermeister
Gummersbach, Moltkestr. 17 gegenüber der Gasgesellschaft

Alles
für's Büro



Eugen Haas

GUMMERSBACH

Am Central-Theater · Ruf 2217

Bekannt für höchste Leistungen in
Qualität und Preis
TEXTILKAUFHAUS

Gummersbach und Bergneustadt



Handwritten text at the top left corner, possibly a page number or date.